Tuti-Nameh



Tuti-Nameh.

Zweiter Theil.

Tuti-Nameh.

Das Papagaienbuch.

Eine Sammlung
orientalischer Erzählungen.

Nach der türkischen Bearbeitung zum ersten male
übersetzt

von

Georg Rosen.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.

Inhalt.

Sechszehnter Abend.

Vom Wein der Liebe trunken — und in der Erinnerung an ihren Holden versunken — wartete die junge Frau unter tausend Nöthen den Abend heran. Als aber endlich die Sonne untergegangen war, trat sie aufgebracht zu dem Papagai und sprach: „Du lügenhafter Vogel, du kommst mir jede Nacht mit einer neuen dummen Geschichte und raubst mir so die Nachtruhe; um nichts und wieder nichts bringst du mich dahin, daß ich wie die Hasen schlafe, und vertröstest mich von einem Tage zum andern. Ich suche bei dir ein Heilmittel, aber Gott weiß, daß du dich vielmehr bemühst, die Erreichung meiner Wünsche zu vereiteln. Aber bei dem allmächtigen Weltenhüter — der Schöpfung gnädigem Gebieter! — ich will dich jetzt den Weg senden, den Muschârik gegangen

ist; in Stücke will ich dich zerreißen; es soll sein, als wärst du nie geboren!"

Mit solchen Schreckworten bedrohte sie den Papagai, der, von der heftigen Anrede bestürzt, beinahe die Besinnung verlor. Was sollte er anfangen, da er seine Herrin so grimmig erzürnt sah? Sollte er reden? Aber sie hörte nicht! Sollte er nicht reden? Da war sein Tod gewiß. In dieser schlimmen Lage entschloß er sich doch endlich zu ersterm. „Was", rief er aus, „habe ich dir, o Mâhi-Scheker, zu Leide gethan, daß du mich umzubringen trachtest? Indem ich arbeite und sinne, wie dein Wunsch verwirklicht werden kann, ist der Schlaf für mein Auge zur verbotenen Waare geworden! Ich wünsche ja nichts Anderes, als daß dein Begehren mit Leichtigkeit in Erfüllung gehe, und daß weder Freund noch Feind von dem Geheimniß etwas merke. Mein Fehler ist nur der, daß ich von Verstellung und Augendienerei nichts weiß; das ist mein Vergehen, daß ich ohne Falsch dir in aller Aufrichtigkeit sage, was wahr ist. Wenn ich aber die Gelegenheit wahrnehme, dir so viele Geschichten zu erzählen, so habe ich bei einer jeden die Absicht, dir eine gute Lehre einzuprägen, damit du, je wie es die Sache mit sich bringt, den vielfältigsten Nutzen daraus ziehest. Ohne solchen Zweck würde ich gar nicht erzählen!" — „Einfältiger Vogel", entgegnete Mâh-Scheker

„was für Nutzen können wol die Worte eines Narren wie du bringen? Welches Ohr mag sie auffassen? Du weißt ja nichts von der Welt, und es fehlt dir der Blick, daß du die Dinge sähest, wie sie sind.“ — Ihr antwortete der Papagai: „Tugendhafte Gebieterin, was quälst du mich mit solchen Worten? Geziemen sie dir wol, dir, einem mit Vernunft und Erkenntniß begabten Wesen? Siehst du etwa darauf, daß ich meinem Aeußern nach nicht zu den vernünftigen Wesen gehöre? Man soll doch einen Redenden nicht um seines Aeußern willen geringschätzen, sondern vielmehr auf seine Worte achten. So heißt es ja auch in dem bekannten Spruche:

> Wer da spricht, das frage nicht;
> Aber merke, was man spricht.

Wie ja die Tochter des Vornehmen im Lande Chorasân dadurch, daß sie dem Rathe des Fuchses folgte, der Schande und Schmach entrann. Wahrlich, hätte sie die Worte des Fuchses, als eines unvernünftigen Wesens, verworfen, so wäre sie bis zum Jüngsten Gericht der übeln Nachrede anheimgefallen.

Als Mâhi-Scheker dies vernahm, zeigte sie wieder ein freundliches Gesicht und sprach begütigend: „Laß doch hören, was ist das für eine Geschichte?“ worauf der weise Papagai anhub:

Geschichte vom Fuchs und der jungen Frau von Chorasân.

Ein König von Chorasân hatte einen Vezier, der den Namen Pîri-Memâlik führte. Diesem hatte Gott einen Sohn von so unangenehmem Aeußern beschert, daß Jeder, der ihn erblickte, sogleich ein Gelübde that, ihn nie wieder ansehen zu wollen. Gleichwie bei Joseph, über dem Heil sei! die Schönheit, so war bei ihm die Häßlichkeit zur Vollendung gediehen; er war aber nicht blos scheußlich anzusehen, sondern außerdem noch dumm, und so boshaft, daß selbst Thiere nicht wagten, ihm nahezukommen. Da indessen Pîri-Memâlik keinen andern Sohn hatte, so erschien ihm das unsinnige Benehmen des jungen Menschen entzückend lieblich. „Ein jedes Thier liebt sein Junges, selbst die Schlange", sagt das Sprichwort.

Nun beschloß der Vater, ihn zu verheirathen, und gab ihm eine edle Jungfrau, die Tochter eines Vornehmen in der Hauptstadt von Chorasân, zur Ehe. So scheusälig aber der Sohn des Veziers, so ausnehmend lieblich war das junge Mädchen, und wo sie wandelte, die Cypressengestaltige, — und gleich dem Papagai weise Worte sprach, mannichfaltige — da brachte sie liebende Herzen ohne Zahl — zu Weh und Qual. — Kurz, sie war in jeder Hinsicht als das Gegentheil von ihrem Gat-

ten erschaffen worden — aber das unerbittliche Verhängniß — schloß in desselben Käfigs Gefängniß — den Raben und den Papagain — die ungleichartigen Gäste, ein.

Also verflossen mehre Tage, und das qualvolle Zusammensein mit ihrem Gatten war schon der jungen Frau in innerster Seele zuwider, als sie in einer Nacht, da sie es nicht mehr bei ihm aushalten konnte, sich erhob und an ein Fenster im Hause trat, das auf das freie Feld hinausschaute. Daselbst setzte sie sich nieder und dachte weinend über ihr unglückliches Schicksal nach. Mittlerweile erhob sich vom Felde her ein lieblicher Gesang, der immer näher kam und endlich unter den Fenstern des Hauses selbst erscholl. Die junge Frau steckte den Kopf heraus, und siehe da, es war ein schöner Jüngling, von dem der Gesang ausging, ein an Lieblichkeit ganz ihr selber gleicher, anmuthreicher — von Antlitz zarter, weicher — schlank an Gestalt — alle Herzen entzückend durch seiner Reize Gewalt. — Sie wurde sogleich in ihn verliebt und rief ihn unter ihr Fenster, um ihm das Geheimniß ihres Herzens zu offenbaren. Von Schmerz und Unwillen brennend ergoß sie sich in Klagen über ihren Gemahl, den Veziersſohn, und flehte endlich den Fremdling an, er möge sie aus der Noth, von der sie umstrickt sei, erretten.

Der Jüngling willigte gern auf den Vorschlag

ein, worauf das Mädchen aus ihrem Privatgemache alle ihre Gold- und Schmucksachen und Edelsteine herholte und sich anlegte. Mit ihrem leichten Eigenthum, dem Werthe nach einer schweren Last, stieg sie sodann zu dem Jünglinge hinunter, und Beide machten sich auf den Weg. Als sie schon viele Tagereisen zurückgelegt hatten, führte ihre Straße sie an das Ufer eines großen Flusses. Sie sahen sich daselbst vergeblich nach einer Brücke oder Furt um, um hinüberzugelangen, weshalb der jugendliche Sänger zu seiner Begleiterin sprach: „Ich verstehe mich gut auf die Schwimmkunst; lege darum deine Kleider und Kostbarkeiten ab, damit ich sie mit meinen eigenen Kleidern hinüberbringe. Nachher komme ich dann wieder, nehme dich auf meinen Rücken und hole dich auch herüber." Die junge Frau fand den Vorschlag annehmbar; sie legte ihre Gewänder und Kleinodien ab und übergab sie dem Sänger, welcher alsbald damit zum andern Ufer hinüberschwamm.

Daselbst angekommen überlegte er aber bei sich selbst: „Soviel Gold und Edelgestein habe ich jetzt in meinen Händen; was aber soll ich mit jener Frau anfangen, die mich ins Unglück bringen wird? Wohin soll ich mit ihr fliehen? Ohne Zweifel wird der Veziersohn sie aufsuchen lassen, und säße ich auf des Ochsen Hörnern, er würde mich ausfindig machen. Es ist daher klüger, ich gehe mit

den Kostbarkeiten davon und lasse sie hier zurück; kommen dann die Leute, welche hinter ihr hergeschickt sind, und finden sie, dann wird den Kleinodien mit weniger Eifer nachgeforscht und ich bin gerettet."

Diesem bösen Gedanken gemäß ließ er die Unglückliche nackend an dem jenseitigen Ufer des Flusses zurück und eilte mit ihrer Habe davon. Als die junge Frau dies bemerkte und sich nun fremd und ohne Kleider an dem Ufer des Stromes sah, da brach sie in heftiges Weinen und Klagen aus. Bald darauf aber bemerkte sie einen Fuchs, der einen Knochen im Munde tragend zum Wasser kam, um daselbst seine Mahlzeit zu halten. Während er fraß, tauchte im Wasser ein Fisch auf. Diesen dachte der Fuchs zu erlegen, weshalb er mit dem Knochen, den er eben im Munde getragen, nach ihm warf. Er traf ihn aber nicht, und da er bei der Gelegenheit auch seinen Knochen einbüßte, so stand er betroffen da und fing an seine Augen rechts und links zu drehen. Als die junge Frau dies sah, konnte sie sich des Lachens nicht erwehren, und den Fuchs verspottend rief sie aus: „Das Fuchsgeschlecht gilt doch für klug in der Welt; aber wie dumm ist doch dieser da, der einen sicher erworbenen Genuß gegen einen blos muthmaßlichen vertauschen wollte und erstern aus der Hand fahren ließ, ohne letztern zu gewinnen! O Thor,

hast du nie den Spruch gehört, der von den Vätern auf uns gekommen ist:

Es ziehen vor das Ei von heut'
Dem Huhn von morgen kluge Leut'?"

Als der Fuchs diese Worte vernahm, antwortete er: „Edle Herrin, verarge mir eine Frage nicht, die ich dir vorlegen möchte: Wie kommt es, daß du hier nackend verweilst?" — Und die junge Frau erzählte ihm genau ihr Misgeschick; worauf der Fuchs nun seinerseits über sie lachend sprach: „Beim Allmächtigen, was uns Beiden hier zugestoßen, ist doch ganz wie die Geschichte der beiden Leute, die morgens zu früh aufstanden."

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte die junge Frau, und der Fuchs erzählte:

Geschichte der beiden Nachtwandler.

Vor alten Zeiten lebte einmal ein Mann, der um Mitternacht sein Haus zu verlassen und in der Stadt umherzugehen pflegte. In einer Nacht begegnete er einem Bekannten, der, anstatt ihn freundschaftlich zu begrüßen, ihm gleich mit Spott und Hohn entgegentrat, indem er ihn fragte: „Haben sie dich etwa zum Hause hinausgeworfen, daß du also zur Unzeit bei dunkler Nacht wie ein Wahnsinniger auf den Märkten und Bazaren um-

herläufst?" — Ihm antwortete der Andere: „Du dummer Freund, wenn du über etwas spotten willst, so wähle doch etwas, das dich nicht trifft. Du läufst ja so gut wie ich bei Nacht ohne Zweck umher, und bist daher mit mir ganz in gleicher Lage. Welche Thorheit, daß du nun, deiner selbst vergessend, gegen mich deine Zunge spitzest! Dein Spott ist aber nicht blos dumm, er ist sogar sündlich. Auf dich paßt ganz der Spruch:

Wer liebt von Anderer Gebrechen zu sprechen,
Vergißt darüber die eignen Gebrechen!

Drum laß vom Tadel und denke an dich selbst!"

Also schloß der Fuchs seine Erzählung. „Nun", fuhr er dann nach einer Weile fort, „du Glückerkorne — unter glänzendem Stern Geborne! siehst du, dieser Geschichte gleicht ganz, was uns Beiden begegnet ist. Dein Gatte, ob gut oder schlecht, wie er immer sein mag, ist dir einmal durch das ewige Schicksal zuertheilt worden; du warst mit ihm, deinem rechtmäßigen Eheherrn, unzufrieden, hieltst ihn deiner für unwürdig und betratest verbotene Pfade, — deshalb hat der strafende Eifer des Allmächtigen dies Unglück über dich verhängt! Darum solltest du jetzt was du gethan, aus innerstem

Herzen bereuen, unter heiligem Gelöbniß, dich nicht wieder also zu vergehen, Gott um Verzeihung bitten, mit dem Geschick, das von Ewigkeit her dir zuertheilt worden, zufrieden sein, und dir vornehmen, von nun an allem fleischlichen Gelüst zu entsagen; — dann will ich dir auch sagen, wie du den bösen Folgen dieses Fehltritts entgehst. Wenn du den Rath, den ich dir gebe, befolgst, so wirst du nicht blos deinen guten Ruf in der Welt retten, sondern auch deinen Gatten bewegen, daß er dich wieder als Ehefrau annimmt." — „O sprich!" warf das junge Weib flehend ein. — „Da", fuhr der Fuchs fort, „was geschehen, einmal geschehen ist, so werden ohne Zweifel dein Gatte und dein Vater dich suchen und überall nach dir forschen. Wenn sie dich nun finden, dann mußt du dich so gut als möglich wahnsinnig stellen, als wenn du besessen wärest. So werden sie dich als Geisteskranke heimführen und, ohne weiter Böses von dir zu denken, dich einer Cur zur Herstellung deiner Geisteskräfte unterwerfen. Dann mußt du deine Besinnung nach und nach wiederfinden und so Das, was geschehen ist, geheimhalten. Das ist der einzige Weg, der sich dir zur Rettung bietet."

Die junge Frau befolgte den Rath des Fuchses, und es gelang ihr, ihren guten Ruf zu bewahren.

„Hätte sie aber, o Mâhi=Scheker, die Worte des Fuchses verworfen, da würde Nichts auf der Welt sie vor übler Nachrede gerettet haben. Denn unendlichen Nutzen gewinnt, wer guten Rathes sich bedient."

Damit brach er seine Erzählung kurz ab. Mâhi=Scheker aber hatte die Stelle in derselben, wo der Fuchs der jungen Frau vorwirft, ihren Gatten verlassen und sich der Sünde zugeneigt zu haben, übermäßig übelgenommen, sodaß sie vor Unwillen glühend den Papagai ansah und sprach: „Falscher Vogel, deine Worte stimmen nicht mit deinen Thaten überein. Deine Worte zeigen klar, daß du die Erfüllung meines Wunsches nicht willst, sondern daß du dich nur stellst, als wollest du mein Wegweiser zu meinem Freunde sein, und dabei allerlei lügnerische Reden vorbringst. Ich habe hinfort weder dich noch deinen Rath nöthig; ja", rief sie zornig aus, „ich werde dich am Ende in Stücke zerreißen."

Bei so böser Stimmung konnte sie nun aber den vornehmen Jüngling nicht besuchen; sie begab sich deshalb in ihr Gemach und legte sich zu Bett. Die aufgeregten Gedanken ließen aber bis zum Morgen keinen Schlaf auf ihre Augen kommen, und vom Hin= und Herwälzen wurde sie fast wahnsinnig.

Siebzehnter Abend.

In einem elenden Zustande trat die junge Frau den folgenden Morgen an, und sah sich nun in Fieberglut nach Linderung ihrer Leiden um. Da sie aber außer dem Papagai keinen Vertrauten hatte, so mußte sie wider Willen sein Vergehen verzeihen. Sie bereute nunmehr, ihm so hart begegnet zu sein, und als es Abend wurde, ging sie hin, um bei ihm Abbitte zu thun; sie nahm sich bei der Gelegenheit vor, ihn nie wieder auszuschelten.

Der Vogel hatte inzwischen aus Furcht vor seiner Gebieterin beinahe den Verstand verloren, er hielt seinen Tod für sicher und stand da des Geschickes gewärtig, das noch hinter dem Schleier des göttlichen Willens verborgen, sich bald offenbaren sollte.

Als nun die Nacht anbrach, trat Mâhi-Scheker reumüthig unter den Käfig und grüßte den Vogel, welcher leicht bemerkte, daß ihr Zorn um ein Be-

deutendes nachgelassen habe. Dies gab ihm etwas Leben wieder, und in demselben Maße, als seine Seele zurückkehrte, fing er auch wieder an, auf List und Täuschung zu sinnen. Bevor Mâhi-Scheker noch etwas sagen konnte, eröffnete er das Gespräch, indem er ihr zurief: „Du tugendsame Herrin, was beleidigst du deinen Knecht — und quälst Den, der diente treu und recht? — Etwa weil ich der Liebe Pfad — mit dir als Genoss' betrat — weil ich es war, auf den du bautest — dem du dein Geheimniß anvertrautest? — Worin hab' ich gefehlt — daß du also mich gequält — daß du mit solchen Strafen — behaftetest deinen Sklaven? Laß mein Vergehn mich wissen, — auf daß ich ein anderes mal es zu meiden sei beflissen!" — Aber gleich einem Schmuckkästlein — strahlend von Perlen und Edelgestein — ward von ihr der anmuthreiche Mund erschlossen, dem bittende Worte, Verzeihung suchende, entflossen. „O Papagai", hub sie an, „deine Treue ist mir wohl bekannt, nur überwältigte mich die Liebe, sodaß ich nicht wußte, was ich anfangen sollte. Heißt es ja doch in einem Liede:

Des Diesseits und des Jenseits
Gar bald vergißt,
Wer in der Welt der Liebe
Gefangen ist.

Zuweilen zanke ich mit mir selbst und bin meiner eigenen Person überdrüssig. Ich bitte dich daher, entschuldige meine Grobheit und laß mir mein Vergehen hingehen; auch enthalte mir deinen treuen Rath nicht vor, sondern bemühe dich ferner nach Kräften, mich mit meinem Geliebten zusammenzubringen. Ich weiß ja, wie du für mich sorgst — es war nur menschliche Schwäche, welche die Zweifel in mir anregte, sodaß ich dir nicht recht traute. Wolltest du aber einen Eid darauf ablegen, daß du in dieser Liebesangelegenheit mich treu bedienst, so würde dadurch meine Sicherheit vermehrt, jeder Zweifel verbannt und ein unbegrenztes Vertrauen auf dich mir eingeflößt werden." — „O Mâhi-Scheker", antwortete der Papagai, „des Aufrichtigen Rede ist schon an und für sich an jeder Stelle ein Beweis für seine Wahrhaftigkeit. Was bedarf es da des Eides? Verlangst du aber den Eid, damit dein Herz in dieser Hinsicht Ruhe habe, so will ich ihn ablegen: „Bei meinem Glauben — an die Wörter Turteltauben und Trauben — und bei der Sonne, die da scheint, und mit den Sternen ihre Strahlen vereint — und bei der Nacht — die den Hahn lebendig macht — daß er für kühne Thaten wacht — bei der Liebespein — die in heitre Herzen sich genistet ein — und bei dem Wundervogel Sîmurg — der da thront auf des Kaukasus höchster Burg — und bei des

stummen Gastgebers Rede — und sowahr die Schönen heirathen Alle und Jede — es ist mein fester Wille — daß dein Wunsch sich erfülle — und mein heißestes Bestreben, daß jene Nachtigal von süßem Gekose — an deiner Schönheit Rose — sich entzücke — und erquicke. — Und wenn ich nicht von ganzem Herzen um das Rechte bemüht bin, dann will ich zum Schimpf und zum Gespötte der Welt werden wie der Jüngling, der dem Mansûr nachahmte."

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte Mâhi=Scheker, worauf der Papagai erzählte:

Geschichte des Jünglings, der dem Mansûr nachahmte.

In Abyssinien lebte ein reicher Kaufmann, Namens Mansûr, dem Gott ein Weib hatte beschert — deß Schönheit dem Paradiese gleichsam an Werth — das an Tugend und guten Werken, gedeihlichen — übertraf die Heiligen. — Sâliha, die Fromme, war sie benannt — und es entsprach der Name dem Gegenstand — wie ihr Leib geschmückt war mit der Schönheit Adel — so war ihr Wandel ohne Tadel. — Auch lebte in jener Runde — ihrer Schönheit Kunde — in jedem

Munde; doch sie zu sehen, war noch Niemandem gelungen — kein fremder Blick war je in ihr wohlverborgenes Gemach gedrungen.

Eines Tages beschloß Mansûr eine Handelsreise zu unternehmen. Er traf zu dem Ende alle Vorkehrungen, empfahl seine Frau der Obhut des Herrn der Welten und machte sich auf den Weg.

Nun lebte aber in derselben Stadt ein Mann mit Namen Fâr'i, lasterhaft und schlecht — und aller bösen Gelüste Knecht — verliebt in jedes Frauengesicht — ein heilloser Wicht — den die Sinnlichkeit wie am Zaume führte — und wie sie nur wollte regierte — der, wohin er kam — Zucht und Scham — nie mit sich nahm. — Nun geschah's, daß dieser im Wein der Liebe so erfahrene Zecher — berauscht ward von Sâliha's Schönheitsbecher — sodaß er durch Sonnenbrand und Wüstensand — durchwallte seines Begehrnisses ödes Land — und barhaupt und barfuß ächzte — und nach ihrer Huld klarem Quelle lechzte. — Er war aber nur durch Hörensagen in sie verliebt geworden, wie ja auch ein bewährter Spruch besagt:

Ohne daß das Aug' zuvor
Sich den Gegenstand erkor,
Wirket Liebe oft das Ohr.

Da er kein Mittel ausfindig machen konnte, seiner Angebeteten nahezukommen, so wandte er

sich an seine Muhme, ein in Lug und Trug ergrautes Weib, die schlimmste Alte ihrer Zeit — zu jeder Schandthat bereit — wie Zâli-Felek bestellt — zur Plage der Welt — ja zu vieler Welten Plage bestellt — und mehr noch die Welt der Seelen — als die Welt der Körper zu quälen. — Als er der Alten seine Wünsche erklärte — sie seine Rede kaum zu Ende hörte, und machte sich sogleich daran — das Geschäft zu leiten auf gute Bahn. — Zu diesem Behufe begab sie sich nach dem Hause des Kaufmanns Mansûr, wo sie von der Sâliha mit Höflichkeit und Ehrerbietung als Fremde empfangen wurde. Als sich darauf ein Zwiegespräch entspann, da löste die Alte ihres Rachens Siegel — des schmuzigen gleich einem Hexentiegel — und streute rechts und links verfängliche Reden aus. Und damit in der Verführung Netze — sie die schöne Gazelle hetze — lief sie tüchtig vor ihr hin und her — und kam dann auf des Far'i Begehr. — „Du holdes Idol", sprach sie zu ihr, „du hast über meinen Pflegesohn der Liebe großes Weh gebracht — deiner dunkeln Locken Pracht — haben zur schwarzen Nacht — ihm den hellen Tag gemacht."

Also sprach sie und machte klar — und legte dar — was ihr Begehren war. — Sâliha aber stolz und spröde — ward bei der Alten verfänglicher Rede — verwirrt und blöde; — wie sich aber entfachte zu heller Glut — auf ihres Herzens Herde

das Feuer der Wuth — da rief sie aus: „Boshafte Häuserzerstörerin, das Gastrecht zu verletzen gilt als Unrecht bei edeln Menschen, sonst würde ich dich bald in einen Zustand versetzen, daß nicht allein deine Freunde, nein sogar deine Feinde mit dir Mitleid haben sollten. Du bist ein verfluchtes heilloses Geschöpf! Wünschest du mich etwa zum Hohn und Abscheu der Welt zu machen, wie du selber bist? Hältst du mich für eine feile Person, daß du mir den Ehebruch anpreisest? Zeige dich nicht wieder in meinem Hause, oder ich gebe dich dem Gespött der Leute preis!" — So sprach sie, und jagte sie fort, wie man von einem Moscheenhofe einen Hund fortjagt.

Die alte Betrügerin kam nun wieder zu Far'i, welchem sie den unangenehmen Auftritt, den sie soeben erlebt hatte, nicht verschweigen konnte. „Mach' dir", fügte sie hinzu, „keine Hoffnung auf ihre Gunst; denn solange ich lebe, habe ich keine so spröde Frau gesehen." — Far'i verzweifelte nunmehr, daß er ihr Herz werde gewinnen können, und da ihm die Qualen der Liebe immer unerträglicher wurden, so beschloß er seine Heimat zu verlassen.

„Kannst du nicht mehr verschmerzen
Den Liebesgram im Herzen,
So reis' in fremden Ländern,
Und Alles wird sich ändern!"

rief er aus und machte sich auf den Weg.

Der Zufall führte ihn zu der Zelle eines Einsiedlers, vor der der fromme Inhaber stand — der zurückgezogen seine Hand — vom irdischen Tand — der seines Herzens Fluren bestellt — mit der Saat der Freiheit von den Bedürfnissen der Welt — der durch Waschungen bei Tag und bei Nacht — sein Antlitz geheiligt und glänzend gemacht — des Haupt, anstatt vor den Brauen — schöner Frauen — vor dem Mihrâs war geneigt — das des Gebetes Richtung anzeigt — der auf dem Scheitel trug die Mütze der Abgeschiedenheit — und um die Lenden der Einsamkeit Kleid, — der auf der Weltentsagung Throne — sich schmückte mit der Königskrone — der in den Reichen der Dürftigkeit und Noth — als unumschränkter Herrscher gebot. — Far'i näherte sich dem frommen Manne, küßte ihm die Hand und trat bei ihm in Dienst.

Ein ganzes Jahr lang blieb er in diesem Verhältniß, sodaß den Einsiedler die vielfältigen Dienste des Fremden auf das äußerste beschämten. Eines Tages berief er ihn zu sich, um ihm den Weg des Heils zu offenbaren. „Du treuer Diener", redete er ihn bei der Gelegenheit an, „du hast es nicht als Schande und Schmach geachtet, eines armen Mannes wie ich bin Knecht zu sein; deine mit Aufrichtigkeit geleisteten Dienste haben mich tief beschämt. Hätte ich Silber und Gold, wie gern möchte ich dich überschwänglich belohnen! —

aber ich will dich einen Namen Gottes, einen hochheiligen Namen lehren, den sollst du als Andenken an mich im Gedächtniß bewahren. Wenn du irgendeinen Wunsch hegst und dabei auf diesen Namen vertraust, so erlangst du, was du begehrst. Nur vor unheiliger Anwendung hüte dich wohl; denn wenn du den Eingebungen des Satans folgst, und jenes himmlischen Lichtes dich — wovor dich Gott behüte! — zur Sünde bedienst, da wirst du in das Thal der ewigen Finsterniß hinausgestoßen werden!“

Damit theilte er ihm den wunderkräftigen Gottesnamen mit und entließ ihn mit Gebeten und Segenssprüchen.

Far'i begab sich damit geradenweges in seine Vaterstadt, woselbst er sich dadurch, daß er jenen erhabenen Namen anrief, im äußern Ansehen dem Gemahl der Sâliha völlig gleichmachte. Die Aehnlichkeit an Gesicht und Gestalt war so vollkommen, daß Niemand, der ihn sah, zweifelte, den Mansûr vor sich zu haben. So begab er sich eines Tages am frühen Morgen nach des Letztern Hause und trat hinein. Die Frau Sâliha kam ihm daselbst entgegen, und wie sie ihren vermeintlichen Gatten wiedersah, küßte sie ihm die Hände und fragte, wie es ihm ergangen, was aus seinen Waaren geworden u. s. w. Far'i antwortete ihr: „In dem und dem Engpasse verlegten uns Straßenräuber den Weg und setzten sich in Besitz unserer Güter;

darüber erhob sich ein Kampf, in welchem alle meine Knechte und sonstigen Reisegefährten umkamen. Ich floh und rettete mich vor ihnen mit Mühe und Noth; aber meine Habe ging verloren." — „Gut, daß du den Kopf davongetragen", entgegnete Sâliha; „alles Andere findet sich ja in der Welt. Um Geld und Gut braucht man sich nicht zu betrüben. Möge der Allmächtige nur dein Leben vor Gefahren behüten, dann findet sich Geld und Gut bald wieder; das Leben dagegen findet man nicht wieder. Gott erhalte uns nur gesund, da wird uns dreifacher Lohn zutheil werden, und bald wird uns mehr zufließen, als wir jetzt verloren haben. Und wenn auch das Betriebscapital mit zugrunde gegangen ist, so haben wir doch gottlob hier Eigenthum genug, um ein neues zu beschaffen."

Also suchte sie ihn zu beruhigen. So oft sie aber den Far'i ansah, dachte sie bei sich: „Dieser Mensch sieht wol ganz so aus wie mein Ehemann, und auch die Worte, die er sagt, sind immerhin mit ihm zusammenzubringen; aber in seinem Benehmen und Geberden gleicht er dem Mansûr durchaus nicht. Ich halte es demnach für gerathen, ihn eine zeitlang auf die Probe zu stellen, bis dahin habe ich mich ihm gegenüber sehr vorsichtig zu benehmen."

Als er sie nun am Abend in ihr Schlafge-

mach begleiten wollte, lehnte sie dies entschuldigend ab, indem sie eine weibliche Abhaltung vorschützte. Fünf, ja zehn Tage lang zog sie ihn damit hin; als aber dann der Vorwand nicht mehr ausreichte, fand sie kein anderes Mittel mehr, als sich krank zu stellen und damit ihre Weigerung zu begründen. Sie war auch in der That vom steten Weigern elend und fast krank, und legte sich deshalb nieder. Far'i verließ ihr Zimmer nie; seine glühende Leidenschaft fesselte ihn an ihr Kopfkissen, wo er sie stets ansah und weinte.

Da kam eines Tages urplötzlich mit Roß und Troß Mansûr herangezogen. Kaum war er abgestiegen, als er in das Harem eilte, wo er seine Frau krank im Bette liegend und ihr zu Häupten einen fremden Mann fand, der ihm selbst ähnlich sah und auf die kranke Frau seine Blicke heftete. Er war anfangs von diesem Anblick betroffen; bald aber schwoll ihm die Ader der Eifersucht, sodaß er den Far'i beim Bart und Kragen packte und mit den Worten: „Was, Geselle, hast du in meinem Harem zu schaffen?“ ihn zu schlagen anfing. Far'i faßte aber auch seinerseits den Mansûr beim Kragen und fragte: „Wer hat dich in mein Haus gerufen und was hast du hier zu thun?“ — Damit erhob sich unter ihnen ein heftiger Streit, und sie lärmten, als wenn das Jüngste Gericht einträte.

Unterdessen war Sâliha außer sich vor Erstaunen und wußte nicht, was sie machen sollte. Der Lärm lockte aber die Nachbarn aus ihren Häusern hervor, sodaß sie von allen Seiten herbeieilten und den Mansûr nebst dem Far'i nach dem Gerichtshofe brachten. Als der Kadhi die beiden Gegner ansah, wußte er nicht mehr, was er sagen sollte; denn daß zwei Menschen sich mehr als diese ähnlich sähen, war nicht möglich. Einen solchen Proceß zu entscheiden, wäre göttliche Eingebung erfoderlich gewesen, wie sie bekanntlich keinem Kadhi zu unserer Zeit zutheil wird. Da er nun kein Urtheil zu fällen vermochte, sprach zu ihm einer seiner Beisitzer, ein sehr verständiger Mann: „Uebertrage mir diesen Proceß, ich will ihn schon erledigen." — Das fand alle Welt verständig, und die betreffenden Personen erklärten einstimmig, mit dem Urtheil, das er, um den Streit zu schlichten, fällen würde, zufrieden sein zu wollen.

Der weise Mann ließ den Mansûr mit dem Far'i vor sich treten und hieß sie aufrechtstehen; alsdann führte er auch die Sâliha zu ihnen, und alle Welt stand erwartungsvoll da, wie er den Streit entscheiden werde. „Ihr Männer", redete er die beiden Gegner an, „von äußerm Ansehen seid ihr einander vollkommen gleich, und weder in Gestalt noch Gesicht ist irgendein Unterschied

unter euch zu bemerken. Nun behauptet ein Jeder von euch, mit dieser Frau verheirathet zu sein; ein Jeder verlangt, daß sie ihm Rechtens zugesprochen werde. Wem sie gebührt, werden wir bald sehen. Niemand vergißt seine Hochzeitnacht und was sich da zugetragen. Die Frau soll nun etwas beiseite treten, und dann sollt ihr uns je eure Hochzeitnacht beschreiben, jedoch so, daß der Eine die Worte des Andern nicht hört."

Man entfernte nun den Einen der Männer und ließ den Andern erzählen, dann hieß man jenen fortgehen und diesen gleichfalls erzählen; beide Aussagen aber schrieb man sorgfältig nieder. Nachdem dies geschehen, holte man die Frau herbei und ließ sie ebenfalls von jener Nacht erzählen, und siehe da, ihre Beschreibung paßte ganz zu der des Mansûr wie seine Beschreibung zu der ihrigen, weshalb sie denn von Rechtswegen ihm zugesprochen wurde.

Far'i's Arglist und Betrug wurde also offenbar; man zwang ihn durch allerlei Martern die Wahrheit zu bekennen, worauf man ihn zum abschreckenden Beispiel schund und ihn dem Hohne der Welt preisgab. Also erlangte er sein Begehren nicht, sondern büßte vielmehr sein Leben ein.

Also schloß der Papagai seine Erzählung. „Du Tadellose — du blühende Rose“, fuhr er nach einer Weile die Mâhi-Scheker anblickend fort, „sollte ich mir in deinem Dienste Fehler zuschulden kommen lassen und anders als nach bester Ueberzeugung gegen dich handeln, so will ich wie Far'i dem Hohne der Welt preisgegeben werden. Jetzt aber rathe ich dir, ohne Verzug zu deinem Freunde, dem vornehmen Jüngling, hinzueilen.“

Aber schon graute der Tag, und die Welt, die ganze — ward erhellt von des Morgens lichtem Glanze. — Mâhi-Scheker's Wunsch blieb also abermals unerfüllt und mußte auf den folgenden Abend verschoben bleiben.

Nun weicht, ihr armen Leute, weicht!
Und sei es euch gesagt,
Es hat der hohe Divan
Auf morgen sich vertagt!

Achtzehnter Abend.

Mâhi-Scheker wartete also abermals, bis der Tag sich neigte. Als aber der Finsterniß Schleier — verdeckte der Sonne leuchtendes Feuer — da trat sie wieder zu dem Käfig des Papagaien, den sie scherzend fragte: „Schläfst du?“ — „Edle Gebieterin“, antwortete der Vogel, „der Schlaf ist für mein Auge zu verbotene Waare geworden; kein Stündlein vergeht, ohne daß ich mich im Gedanken an dich betrübe, wie könnte ich da schlafen? So laß dir denn nun rathen und thue, was ich dir sage; mach' dich hier rasch los und eile zu deinem Freunde. Dann hoffe ich, daß du durch meine Bemühung deine Wünsche erreichest, gleichwie durch getreuer und lauterer Helfer Bemühung dem Königssohn von Babil, was er begehrte, zutheil wurde.“ —

„Was ist das für eine Geschichte?“ fragte Mâhi-Scheker, und der Papagai hub an:

Geschichte des Königssohns von Bâbil.

Wie man erzählt, war einst in der Stadt Bâbil ein König, dem Gott zwei Söhne beschert hatte. Der Aeltere von diesen hieß Humâjûn-Bacht und der Jüngere Ferruch-Bacht. Als in Herrlichkeit und Macht — der König seinen Lauf vollbracht — und durch des Todes Nacht — nach der andern Welt die Reise gemacht — da folgte ihm auf dem Thron als unumschränkter Herrscher Humâjûn-Bacht und erwarb sich durch sein gerechtes Regiment weit und breit einen berühmten Namen.

Der junge König behandelte den Ferruch-Bacht, seinen Bruder, mit der größten Zuvorkommenheit und übergab ihm eine bedeutende Stadt in der Nähe seiner Residenz, sodaß sie sich alle Tage gegenseitig durch allerlei Aufmerksamkeiten und Freundlichkeiten verpflichten konnten. Ferruch-Bacht seinerseits achtete seinen ältern Bruder ganz wie einen zweiten Vater, kurz Beide waren von der aufrichtigsten Liebe füreinander beseelt, und sie wandten ihre Kräfte mit solcher Sorgfalt auf den Schutz ihrer Unterthanen und die gute Verwaltung des Reichs, daß alle ihre Nachbarn rund umher nur mit brennendem Neide ihre Blicke auf das Land von Babil richten konnten. Solange aber Beide einig und in Liebe verbunden waren,

von Aufopfern einer Welt von Habe und Gut ganz zu geschweigen, wie die Geschichte vom Habicht und Moses — über dem, wie über unserm Propheten, Heil sei! — dies beweist."

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte das Weibchen, und die Schlange erzählte:

Moses und der Habicht.

Legende.

Eines Tages kam eine Taube hastigen Fluges zu Moses, dem großen Propheten, den sie anflehte: „Gnade, o Prophet Gottes! Mich verfolgt ein Wüthrich, rette mich vor ihm!" — Moses gewährte dem geängstigten Thiere eine Freistatt, indem er es sogleich unter sein Gewand nahm. Da kam der Habicht hinterdrein geflogen und redete den Propheten an: „O Moses, mich quält des Hungers Wuth — nach Nahrung verlang' ich sammt meiner Brut — da du mir meinen Fraß raubst, begehst du gegen mich ein großes Unrecht." — „O Habicht", antwortete Moses, verlangst du von mir diese Taube oder nur im Allgemeinen deine Nahrung? Im erstern Falle muß ich dir sagen, daß dies unschuldige Thier sich in meinen Schutz begeben hat, und daß ich unter keiner Bedingung in seinen Tod willigen kann. Im andern

Falle aber will ich mich bemühen, dich nicht leer heimkehren zu lassen."

Als der Habicht geantwortet hatte, daß er nur irgendeine Art von Nahrung verlange, da schnitt Moses von seinen heiligen Gliedern soviel Fleisch ab, als eine Taube wiegt, und war eben im Begriff, es dem Habicht zu überreichen, als dieser zu ihm sprach: „O Prophet Gottes, ich bin Michael, und was du da als Taube zu sehen glaubst, ist Gabriel. Der Grund, weshalb wir in solcher Gestalt zu dir gekommen sind, ist deine Großmuth und deinen Edelsinn zu prüfen und zu offenbaren." — Mit diesen Worten verschwanden sie.

Damit schloß die männliche Schlange ihre Erzählung. Das Weiblein hub darauf an: „Da dich nun einmal der Zufall mit einem so großmüthigen herrlichen Wesen zusammengeführt hat, wie jener edle Jüngling, der dir eine solche Wohlthat erwiesen, so mußt du zu ihm zurückkehren und ihm deine Dienste widmen."

Nun gehörte aber sowol die Schlange als auch der Frosch zu dem Geschlecht der Feen, und es war aus irgendeinem Anlaß ein heftiger Streit unter ihnen entstanden, sodaß sie einander nach

dem Leben trachteten. Da nun aber auch der Frosch von der Großmuth und Selbstaufopferung des Königssohns entzückt war, so vereinigten sich Beide in dem Wunsche, ihm zu dienen. Nachdem sie menschliche Gestalt angenommen, begaben sie sich zu ihm, und baten ihn, er wolle ihnen dies gestatten. Bei dieser Gelegenheit nannten auch Beide ihren Namen, und zwar Derjenige, welcher früher in Schlangengestalt gewesen war, Châlis, und Derjenige, welcher in Fischgestalt gewesen war, Muchlis. Ferruch-Bacht hielt sie ebenfalls für alte Diener seines Vaters und nahm sie mit sich.

So setzten also die Vier, Ferruch-Bacht, Mubârek-Fâl, Châlis und Muchlis, ihre Reise gemeinschaftlich fort. Nachdem sie viele Länder durchzogen hatten, gelangten sie endlich nach Cahiro, wo sie nach Gottes Rathschlusse eintrafen, als eben der König von Aegypten ein Freudenfest feierte. Zu diesem Zwecke waren die Aegypter sämmtlich zusammengekommen und stellten vor ihrem Beherrscher öffentliche Lustbarkeiten an; auch gab es da viele Leute, die allerlei Kunststücke zum besten gaben. Ferruch-Bacht stellte sich mit seinen Genossen abseits, um das Fest mitanzusehen; von ungefähr aber bemerkte ihn der König, sah ihn aufmerksam an, und nahm alsbald in seinen Mienen und Bewegungen soviel Anstand und Würde und auf seiner Stirn ein so deutliches Gepräge

edler Abkunft wahr, daß er ihn vor sich rief und ihn fragte, woher er komme? — Ferruch-Bacht hielt es nicht für gut, Alles, was geschehen, der Wahrheit gemäß mitzutheilen, und beschränkte sich deshalb dem Könige zu antworten: „Wir sind Reisende, die die weite Welt durchziehen; der Zufall hat unsere Schritte hierhergelenkt."

Der König war aber von den Worten und höflichen Manieren des jungen Mannes so entzückt, daß er für seinen Unterhalt Sorge trug, ihm eine Wohnung anwies, und ihn von Zeit zu Zeit zu sich kommen ließ. Je mehr er sich dann mit ihm unterhielt, umsomehr wuchs seine Liebe zu ihm.

Eines Tages saß der Sultan am Ufer des Flusses, als zufälligerweise von seinem Finger der Siegelring in das Wasser fiel. Dieser Ring war ihm außerordentlich theuer, weshalb er seinen Begleitern zurief, man solle schnell Taucher herholen, damit sie das Kleinod wiederbrächten. Dem Befehle gemäß erschienen alsbald siebzig bis achtzig Taucher; dieselben sprangen ins Wasser und suchten hin und her, aber sie konnten den Ring nicht finden. Der König wurde deshalb höchst unmuthig, und seine Diener kehrten tief betrübt zurück.

Nachdem Ferruch-Bacht, der zugegen gewesen war, den König verlassen und sich nach seinem Hause begeben hatte, erzählte er seinen Gefährten

umständlich, was geschehen war, und wie man den Siegelring noch nicht aufgefunden. Da sprach Muchlis zu ihm: „O Ferruch-Bacht, dies Geschäft nehme ich auf mich; ich werde hingehen, und es wird mir nicht fehlen, den Ring hervorzuziehen. Vorher aber sollst du zu dem Sultan gehen und ihm sagen, daß du, so Gott wolle, sein Kleinod auffinden würdest, damit du nachher umsomehr von ihm hochgehalten und verehrt werdest."

Ferruch-Bacht machte sich demnach auf und begab sich zu dem König, dessen Kummer er durch freundlichen Scherz einigermaßen verscheuchte. Nach einer Weile aber bat er ihn um Erlaubniß, den Ring suchen zu dürfen. „Wenn", sprach er den Erdboden küssend, „dein Herrschersegen mit mir ist, so wird dein Knecht gehen und den Ring herausziehen." Der Sultan ertheilte gern seine Einwilligung.

Kaum war Ferruch-Bacht nach Hause zurückgekehrt und hatte den Muchlis benachrichtigt, als derselbe aufstand und sich an die Stelle des Flußufers begab, wo der Ring ins Wasser gefallen war; daselbst tauchte er, nachdem er Froschgestalt angenommen hatte, unter. Es dauerte nicht lange, daß er auf dem Grunde des Flusses den Siegelring auffand, ihn hervorholte und ihn zu dem Ferruch-Bacht hintrug. Dieser nahm und überreichte ihn dem Sultan, welcher, außer-

ordentlich erfreut, den Ueberbringer mit den kostbarsten Geschenken überhäufte, ihn zu einem seiner vertrautesten Hofleute machte und ihn zu den höchsten Ehrenstellen beförderte.

Gib einen Anlaß nur dem hohen Herrn
Zu Gnad' und Huld, und er beweist sie gern.

Also verstrich eine längere Zeit. Der König aber hatte eine Tochter, die wegen ihrer außerordentlichen Schönheit berühmt war. Dies junge Mädchen wurde eines Tages bei einem Spaziergange in den königlichen Gärten nach Gottes Rathschluß von einer Schlange gestochen. Man meldete dies sogleich dem Sultan, der vor Schrecken alle Besinnung verlor; jene Tochter war nämlich sein einziges Kind auf Erden, und da er schon hochbetagt war, konnte er nicht mehr auf andere Leibeserben hoffen. Alle Aegypter trauerten schon im voraus, denn so viele Heilmittel man auch dem Mädchen gab, so brachte ihr doch keins Besserung.

Als Châlis von diesem Unfall hörte, sprach er zu Ferruch-Bacht: „Gehe doch du zu dem Sultan und nimm mich als deinen Gehülfen mit. Wir wollen das Mädchen schon heilen." — Der Königssohn that also und begab sich mit Châlis zu dem Sultan, den er mit den Worten anredete: „Wir sind gekommen, o König, um deiner Toch-

ter ein Heilmittel zu geben." — „Wenn du meine Tochter heilst", antwortete der König, „da gebe ich sie dir zur Frau und mache dich zu meinem Schwiegersohn." — Nachdem er dies Versprechen geleistet, führte er sie zu der Kranken in das Harem. Alsbald legte nun Châlis auf die Bißwunde seinen Mund und sog daran solange, bis das Gift herausgekommen war. Dann rieb er eine Salbe in die Wunde, wodurch wirklich in kurzer Zeit die Heilung erzielt wurde.

Als das Mädchen nun genesen war und zu ihrem Vater kam, da gedachte dieser seines Versprechens; er versammelte seine Veziere und die hohen Emire, und gab in Aller Zugegenheit seine Tochter dem Ferruch-Bacht nach dem heiligen Gesetz zur Gemahlin. Dabei sprach er: „Ich bin alt und habe keinen Sohn; deshalb ernenne ich hiermit meinen Schwiegersohn zum Thronfolger und setze ihn als König ein." — „Wir hören und gehorchen", antworteten die Aegypter, ihre Einwilligung zu erkennen gebend.

Also wurde der Sichelmond von Ferruch-Bacht's Glück zum Vollmond; sein Ausgang war gesegnet, und ein mächtiges Königreich wurde ihm zutheil. Seine Reisegefährten, Mubârek-Fâl, Châlis und Muchlis, kamen nunmehr, um ihm Glück zu wünschen. „Möge dir", sprachen sie, „Königthum und Herrschaft gesegnet sein!" — Mubârek-Fâl,

welcher als ältester Diener mit dem Königssohn ohne viele Umstände verkehrte, fügte hinzu, indem er ihn anblickte: „O Ferruch-Bacht, Gott dem Herrn sei's gedankt! Die Pforte des Glücks hat sich dir aufgethan. Durch die frommen Wünsche des Derwisch ist dir Alles zutheil geworden, was du nur begehrtest; auch wird solange du lebst das Königthum nicht von dir weichen. Ich bitte dich nun, du wollest den Châlis und Muchlis entlassen und ihnen gestatten, in ihre Heimat zurückzukehren, um ihre Bekannten und Verwandten wieder aufzusuchen; wo immer du sie nachher verlangst, werden sie dir wieder zu Diensten sein." — Ihm erwiderte der Königssohn: „O Mubârek-Fâl, welche thörichte Rede sprichst du? Haben doch die beiden Freunde zur Zeit meines Elends Mühsal und Beschwerde mit mir ertragen, und jetzt sollte ich sie, denen ich sogar das Königthum verdanke, von mir fernhalten? Ist das die Handlungsweise eines edeln Menschen?"

Aus dieser Antwort ersah Mubârek-Fâl, daß der Königssohn durchaus nicht gesonnen sei, seine Leute zu entlassen; überzeugt, daß es kein anderes Mittel gebe, als ihm die reine Wahrheit zu sagen, sprach er daher zu ihm: „Weiser Königssohn, erfahre, daß, als du aus Furcht vor deinem Bruder die Flucht ergriffest, des Herrn Gnade dein Schutz wurde; und daß der Greis, welcher in

Derwischtracht in der Wüste gegen dich herankam, der Pol war, um den die Welt sich dreht — der mächtige Helfer früh und spät — der Führer der Geister — und Glaubensmeister — der hochweise Mann Djemâl-ed-Dîn aus Hamadan. — Der hat seine Liebe dir geschenkt — und sein Herz an dich gehängt — und da, den Becher füllend bis zum Rand — des Gebetes Wein Genehmigung fand — so hat er mit der göttlichen Gnade Thau dich genetzt — und dein Herz geletzt — und mich, der ich bin die Kraft — die das Glück dir schafft — hat er zum Begleiter dir gegeben — für dein ganzes Leben. — Hinfort wirst du mich nicht mehr sehen — doch werd' ich nimmermehr von dir gehen. — Jetzt sollen aber auch Châlis und Muchlis sagen, wer sie sind."

Mit diesen Worten verschwand er aus den Augen des Königssohns. Dieser blickte nunmehr den Châlis und Muchlis an und fragte sie: „Wer seid denn ihr?" — Ihm antwortete Châlis: „Du Augenlicht der Erdenbewohner — heilbringender Königssohn, Tugendbelohner — wir gehören zu dem Volk der Feen, und zählen uns zu den Dienern deiner Glückseligkeit. Vor einiger Zeit war unter uns Beiden ein Streit entstanden, und wir hatten einen solchen Haß gegeneinander gefaßt, daß wir uns gegenseitig nach dem Leben trachteten. Da aber dein Glück uns zulächelte, nahmen

wir menschliche Gestalt an und traten in deinen Dienst. Seit jener Zeit haben wir, wie du weißt, unsere Verwandten und Bekannten nicht mehr gesehen. Gib uns drum Urlaub — wir wünschen jetzt zu gehen; sobald du befiehlst, sind wir immer dir zugebote."

Ihre Treue bewundernd, entließ sie auf ihre Bitte der Königssohn, worauf sie vor seinen Augen verschwanden.

Damit schloß der Papagai seine Erzählung; nach einer Weile aber fuhr er fort: „O Mâhi-Scheker, ich bin ebenso treu wie Châlis und Muchlis, und bestrebe und bemühe mich ganz wie sie. Aber jetzt zaudere nicht, sondern eile zu deinem Freunde; entschließe dich rasch, die Wonne des Zusammenseins mit ihm zu genießen." — Damit entließ er sie.

Aber siehe da! als sie das Zimmer verließ, war es schon Morgen geworden, und in die Ohren der Beter weit in der Runde — war schon aus des Thürmers Munde — erklungen der Ruf — „Auf zum Dienste deß, der die Sonne schuf!" — Ihr Wunsch blieb also abermals

unerfüllt, und sie mußte sich auf den folgenden Abend vertrösten.

Nun weicht, ihr armen Leute, weicht!
Und sei es euch gesagt,
Es hat der hohe Divan
Auf morgen sich vertagt!

Neunzehnter Abend.

Als auch der nächste Tag verflossen und der Abend herangekommen war, trat Mâhi-Scheker wieder zu dem Papagai und sprach: „Verzeihe, mein Vogel, daß ich von Liebe überwältigt auch dir den Schlaf raube. Ich weiß nicht, was ich anfangen soll. Dies Liebesverhältniß ist als ein großes Unglück über mich gekommen. Gib mir jetzt ein Mittel gegen meine Leidenschaft." — „O Mâhi-Scheker", antwortete der Papagai, „weshalb sagst du, die Liebe sei als großes Unglück über dich gekommen? Auf dem Markte des Daseins wird keine kostbarere Waare als die Liebe feilgeboten! Kennst du nicht das Lied von der Liebe:

Erschaffen ist als schönster Schmuck
Die Creatur der Liebe;
Im Ocean des Daseins ist
Die Perle nur die Liebe.

Zu der Vollendung Elixir
  Die Grundessenz ist Liebe,
Und von der Sonn' ein goldner Strahl
  Im Schönheitslenz ist Liebe.

Den Menschen rief zum Dasein einst,
  Zur Lebenswonn', die Liebe,
Und sitzt die Welt am Freudenmahl,
  Da scheint als Sonn' die Liebe.

Sie ist die Kette, dran der Herr
  Das Weltall trägt, die Liebe;
Des Königs wie des Bettlers Herz
  Beherrscht, bewegt die Liebe.

O Mensch, merk' auf den Willen Deß,
  Der dir die Liebe sendet,
Der zur Erkenntniß seiner selbst
  Dich durch die Liebe wendet.

Das Wesen*), das du dir erkorst,
  Laß es nicht aus den Augen,
Und laß dies Lied zum Unterricht
  In Lieb' und Treu dir taugen.

O Mâhi-Scheker, wer hat je durch Liebe Schaden genommen, daß du dies von dir sagen könntest? Kennst du nicht den Vers:

*) Nämlich Gott; das Gedicht ist von der mystischen Liebe des Menschen zur Gottheit zu verstehen.

Gottes Huld, die wundersame,
Hat die Liebe uns geschenkt,
Drum des Liebenden Geschicke
Huldvoll der Allmächtige lenkt.

Nur müssen Verliebte ihren liebekundigen Berathern folgsam sein und besonders sich wohl hüten, ihre Liebe unter die Leute kommen zu lassen, im Gegentheil sie möglichst geheimhalten und Niemandem davon sagen."

Die junge Frau antwortete ihm: „Du trauter Gefährte — Unglückbewährter — und mir zum Trost Bescherter — weiß Gott, ich lasse deiner Worte Edelgestein — ein Halsgeschmeide für meine Seele sein; — gleich des Messias Hauch, dem erquickenden — sind deine Reden mir, die entzückenden. — Auch hast du ganz Recht, man darf von seiner Leidenschaft nicht plaudern; ein kluger Mensch läßt das Geheimniß seines Herzens nie auf seine Zunge kommen. Ich halte mich an den Vers:

Vom Aufpasser, dem hämischen Wicht,
Rede mir nicht!
Denn sind wir selbander allein im Haus,
Da schließen die eigenen Augen wir aus,
Und sollte da jemals ein Unglück geschehn,
Kann Keiner doch sagen: «Ich hab' es gesehn!»

Was sollte auch aus uns werden, wenn durch unsere Geschwätzigkeit Fremde von unserm Glück und unserer Liebe erführen? Müßte uns das nicht

vertreiben von der Liebe Pfade — und hinausstoßen aus des Liebchens Gnade?“ — Ihr entgegnete der Papagai: „Du unvergleichliche Gebieterin, die Frage, die du mir vorlegst, ist sehr verständig; freilich, wem vor der Liebe Leiden bangt, der geht nicht auf der Liebe Pfaden; sagt doch auch das Sprichwort: «Den furchtsamen Handelsmann — kommt kein Unglück an.» Uebrigens weißt du, edle Herrin, was die Araber sagen:

Für jedes Uebel, das Gott gesandt,
Ist auch ein Heilmittel zur Hand —

d. h. in der Heilanstalt der göttlichen Weisheit gibt es für jeden Kranken eine Arznei; in der Liebe Receptbuch aber gibt es sogar für jeden Todten Genesung! — Sind nun aber Liebesgeheimnisse boshaften Fremden bekannt geworden, dann muß man sich ihrer durch List zu entledigen suchen, wie Zarkfa, die Frau des Sejjâr, welche den Pfau des Königs schlachtete, sich, als ihr Bruder Autar die Sache erfahren und sie als Schuldige angegeben hatte, auf eine feine Weise von der Strafe losmachte, worauf der Angeber umkam.“

Als Mâhi-Scheker dies hörte, fragte sie: „Was ist das für eine Geschichte?“ und der Papagai hub an:

Geschichte der klugen Zarîfa und ihres bösen Bruders.

In der Stadt Tûs lebte einst ein Mann mit Namen Sejjâr. Derselbe war außerordentlich reich; jedoch war ihm kein Sohn beschert worden, was ihn so sehr betrübte, daß er alle Welt um Mittel gegen die Kinderlosigkeit anging. Eines Tags trat einer der Weisen Griechenlands, ein geschickter Arzt, in sein Haus und blieb bei ihm zu Gaste. Auch diesem theilte Sejjâr seine Sehnsucht nach Nachkommenschaft mit, und flehte ihn dringend um eine Arznei, die ihm dazu verhelfen sollte. Der Weise ließ sich erweichen — er nahm aus seiner Truhe, der an Wundern reichen — ein Opiat sondergleichen — dasselbe gab er dem Sejjâr mit den Worten: „Zerstoße dies mit der Galle von einem Pfau — und gib es zu trinken deiner Frau — bevor sie geht zu Bette — und ich wette — Gott wird dich erhören — und dir Kinder bescheren." — Den folgenden Tag sagte er Lebewohl und ging seiner Wege.

Nun war aber in der Stadt Tûs nur ein einziger Pfau, welcher dem Könige angehörte. Dieser aber hielt den Vogel sehr hoch, ja er liebte ihn so übermäßig, daß er ihn wie seinen Augapfel behütete. Sejjâr ging nunmehr mit seiner Frau Zarîfa zurathe, und sie kamen überein, daß

man sich auf irgendeine Weise des Pfauen bemächtigen müsse. Gesagt, gethan; in einer Nacht begaben sie sich nach dem Garten, in welchem der Pfau gehalten wurde, stiegen hinein, holten in den Schlingen der List den Vogel heraus, und brachten ihn zu einer Zeit, wo in der Welt kein Störer sich zeigte, nach ihrer Wohnung. Dort aber schlachteten sie ihn, nahmen die Galle heraus und zerstampften darin das bewußte Opiat, welches darauf die Frau zu sich nahm.

Die Zarîfa hatte aber einen Pflegebruder mit Namen Antar, dem sie — außer sich vor Freude über den Kindersegen, auf den sie hoffte — nicht umhinkonnte, die Geschichte zu erzählen. Als nun den folgenden Morgen dem König gemeldet wurde, daß der Pfau verschwunden sei, befahl er ihn aufzusuchen, und versprach, er wolle Jeden, der den Vogel auffinde oder von seinem Leben oder Tode sichere Auskunft gebe, mit 1000 Goldstücken für die gute Botschaft belohnen. Durch Ausrufer wurde dies in der Stadt bekannt gemacht.

Kaum aber hatte Antar von den 1000 Goldstücken gehört, als er sich zu dem Könige verfügte und ihm was er wußte mittheilte. Der König ergrimmte nun gegen die Frau und befahl, sie hinzurichten; seine Veziere machten ihm aber bemerklich, daß man doch zunächst die Angelegenheit der Wahrheit gemäß untersuchen müsse. „Ohne

eine solche Untersuchung", sagten sie, „die Unglückliche umzubringen, würde gegen die Bestimmungen des heiligen Gesetzes sein; denn dem bloßen Worte eines Menschen, der vielleicht irgendeinen eigennützigen Zweck verfolgt, darf man nicht trauen. Man muß die Frau demnach einmal tüchtig ins Verhör nehmen, und wenn es sich ergibt, daß sie wirklich den Vogel entwendet hat, so schreitet man zu ihrer Bestrafung. Ergibt sich aber das Gegentheil, dann hat offenbar der Ankläger nur einen selbstsüchtigen Zweck verfolgt, und er muß seinerseits bestraft werden."

Dem Könige gefiel der Vorschlag seiner Veziere, sodaß er, nachdem sein Zorn etwas nachgelassen, den Antar zu sich berief und ihm sagte: „Hüte dich, Freund, Lügen vorzubringen, sonst werde ich dich anstatt der Angeschuldigten hinrichten." — „O König", entgegnete Antar, „aus meiner Schwester eigenem Munde weiß ich, daß sie den Pfau getödtet hat. Glaubst du aber meinen Worten nicht, so befiehl zwei Männern, mit mir zu kommen; ich werde sie an einem gewissen Orte verbergen und ihnen so Gelegenheit geben, von meiner Schwester selbst das Geständniß zu hören."

Der König gesellte nunmehr dem Antar zwei zuverlässige Männer bei, welche sich mit ihm in

sein Haus begaben und dort je in eine Kiste gesteckt wurden. Die Kisten verschloß er dann, lud sie zwei Lastträgern auf und begab sich damit in das Haus seiner Schwester, zu welcher er sprach: „Ich sehe mich genöthigt, eine Reise zu unternehmen, und habe deshalb meine Kostbarkeiten in diese beiden Kisten gepackt. Ich fürchte mich, dieselben während meiner Abwesenheit in meinem eigenen Hause zurückzulassen, und möchte sie deshalb dir zum Aufbewahren übergeben.“ — Alsdann fing er von allen möglichen Dingen zu reden an, und suchte das Gespräch auf den Pfau zu bringen. „Ach, meine Schwester“, hub er an, möchte dir doch ein Kind beschert werden! Wie würden wir uns freuen! Aber um des Himmels willen, sag' mir doch, wie konntet ihr bei Nacht den Pfau fangen? Erzähle und laß mich noch einmal hören! Es ist auch gar zu wunderbar. Verzeihe mir nur, denn als du früher davon sprachst, war ich sehr zerstreut und habe nicht recht zugehört. Darum, ich bitte dich, gib mir noch einmal die Geschichte zum besten!“

Zarka ließ sich bereitwillig finden, sie fing an zu erzählen und berichtete umständlich von Anfang bis zu Ende, wie sie hingegangen sei, den Pfau gegriffen, fortgetragen und geschlachtet habe. Als sie aber ihre Erzählung beendigt, fügte sie hinzu: „Es war schon nahe am Morgen, auf einmal

wachte ich auf und siehe da, Alles war ein Traum! Da aber der Pfau ein hübscher bunter Vogel ist, so ist mein Traum hoffentlich eine Vorbedeutung für ein recht schönes Kind, das mir zutheil werden soll. Natürlich ist es ein guter Traum; Jeder, der einen Pfau sieht, deutet es ja auf Glück." — „Aber, liebe Schwester", entgegnete Antar, „war das denn ein Traum, was du mir früher erzähltest?" — „Nun, mein Bruder", antwortete Zarîfa, „weißt du denn nicht, daß ich nicht einmal einen Sperling tödten kann? Wie sollte ich dazu kommen, einen Pfau zu tödten, zumal den des Königs! Du hast mich in deiner Zerstreutheit ganz misverstanden und meinen Traum für Wirklichkeit gehalten!"

Antar war nun außer sich, er wagte nicht zu dem Könige zurückzukehren. Indessen ließ dieser die beiden zuverlässigen Männer holen und gebot ihnen, je besonders zu sagen, was sie erfahren. „O König", sprachen sie, „was jene Frau gesagt hatte, war nur ein Traum; sie hat es auch nur als einen Traum erzählt, und jener Mann hat nur gemeint, daß es im wachen Zustande geschehen sei."

Diese Aussage überzeugte den König, daß Antar nur aus Eigennutz seine Schwester angegeben habe; er verurtheilte ihn demnach zum Tode und

ließ ihn auf dem Richtplatze umbringen. Der Zarksa aber erwies er vielfältige Gnaden und Wohlthaten.

Als der redekundige Papagai bis hierher erzählt hatte, schwieg er. Dann fuhr er fort: „O Mähi-Scheker, siehe solchen Nutzen kann ein kluger Einfall bringen. Hätte Zarksa nicht zu dieser List ihre Zuflucht genommen, da hätte man sie umgebracht. So mach' dir denn diese Geschichte zunutze und handle geeigneten Orts ihr gemäß. Ein Sprichwort sagt: «Die Pfade der Liebe führen überall zu Sittenlehren»; Alles, was ich dir hier vorgetragen, sind dem Liebespfade entnommene Sittenlehren. Nur bemerke ich bei dir eine große Lässigkeit, mit der du Alles betreibst; ja wärst du entschlossen auf dem Pfade der Liebe vorgeschritten, da würdest du längst deinen Freund umarmt haben. Aber dein Thun zeigt, daß du nicht liebst.

„Oder ist bei dir aus der bildlichen irdischen Liebe vielleicht die reine, göttliche entstanden, von der es heißt:

Die Lieb', die unerwidert blieb,
Das ist allein die wahre Lieb'.
Sie ist keine Qual, sie ist kein Brand,
Und wär's, da ist der Arzt zur Hand.

Oder:

Birg nur die Lieb' im Herzen tief',
Ist sie auch nicht die reine!
Es wird der Traube trüber Saft
Im Faß zum edlen Weine.

Bist du zu einer in Gott Verzückten geworden, wie Djemile, die Tochter des Derwisch, welche aus Schamhaftigkeit drei Männer verschmähte, um sich ganz dem Gottesdienst zu widmen? — Bist du wie sie geworden?"

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte Mâhi-Scheker, und der Papagai erzählte:

Geschichte der frommen Djemile.

Im Lande Chorasan lebte vor Zeiten ein frommer Derwisch. Derselbe beschloß die Pilgerfahrt nach Mekka zu unternehmen, und sprach beim Abschiede zu seiner Frau und seinem Sohne: „Gott sei gedankt, meine Tochter ist erwachsen, sie befindet sich im bräutlichen Alter. Sollte darum während meiner Pilgerfahrt irgendein passender Mann sie zur Ehe begehren, da gebt sie ihm; denn ob ich je zurückkehre oder nicht, ist ungewiß." — Nach diesen Worten sagte er seinen Hausgenossen Lebewohl, und machte sich mit den übrigen Pilgern auf den Weg.

Während der Reise traf er mit einem jungen Manne, Namens Nedjîb, zusammen, mit welchem er Kameradschaft schloß. Das anständige Benehmen desselben gefiel ihm ganz außerordentlich, sodaß er ihm seine abwesende Tochter antraute, ihn nicht von seiner Seite ließ und die ganze Pilgerschaft mit ihm zusammen machte.

Lassen wir die Beiden dort und sehen uns nach den übrigen Familiengliedern um. Auch der Sohn des Derwisch begab sich in Handelszwecken auf Reisen und lernte in einer andern Stadt einen jungen Mann, Namens Zarîf, kennen, welcher ihm in seinen Manieren so wohlgefiel, daß er der väterlichen Mahnung eingedenk ihm seine Schwester ebenfalls in Abwesenheit antraute. — Nun begehrte aber auch von der Frau ein den äußern Umständen nach passender junger Mann aus ihrer Stadt, Namens Nazîf, das Mädchen zur Ehe, und sie sagte sie ihm zu, nur bevorwortend, daß vor der Rückkehr ihres Sohnes oder ihres Mannes die Heirath nicht vollzogen werden solle.

Nachdem der fromme Derwisch die Wallfahrt vollendet, kehrte er nach Chorasan, seiner Heimat, zurück. Zufälligerweise traf an demselben Tage auch sein Sohn von seiner Handelsreise wieder ein, sodaß sich nunmehr die drei Verlobten der Tochter in dem Hause zusammenfanden. Der Derwisch sowol als auch seine Frau und sein Sohn

fühlten sich durch diese Sachlage unangenehm überrascht; doch konnte Keiner dem Andern das mindeste vorwerfen, sodaß sie ihr Misgeschick schweigend ertrugen. Nedjib aber sprach zu seinen Mitfreiern: „Ich habe vor euch den Vorzug, denn mir hat der Vater das Mädchen angetraut.“ — Zarîf dagegen sprach: „O nein, mir kommt es mehr als euch zu, denn mir hat der Bruder es angetraut, der des Vaters Stelle einnahm und noch dazu von ihm besonders ermächtigt war.“ — Nazîf endlich sprach: „Mir hat die Mutter es angetraut, sie hat die Ehe gutgeheißen, und sie war von ihrem Manne und ihrem Sohne bevollmächtigt. Mein Recht ist also stärker als das eurige.“

Also stritten die Freier heftig hin und her, und der Derwisch stand ganz betroffen da, ohne zu wissen, wem er seine Tochter geben und wie er den Streit entscheiden solle. Die Geschichte wurde bald in der Stadt ruchbar, sodaß man sich in jeder Gesellschaft davon erzählte. Dies konnte der Djemîle nicht verborgen bleiben; sie wurde darüber bis zum Umkommen traurig, ja Gram und Schmerz zogen ihr eine Krankheit zu, welche sie fünf bis zehn Tage lang an ihr Bett fesselte, worauf sie in einer Nacht den Todeskelch leerte und überzog aus dem Unbestande — nach der Seligkeit Lande. — Ihre Aeltern huben laut zu weh-

klagen an, inzwischen mußten sie sich zu ihrer Bestattung entschließen. Sie trafen demnach die nöthigen Vorkehrungen, wuschen und begruben sie.

Unterdessen seufzten und jammerten die drei Liebhaber mehr als alle Andere, und als es Abend geworden war, besuchten sie einmüthig die Grabstätte. Während sie sich dort befanden, sprach Nedjîb zu seinen Mitfreiern: „Meine Freunde, die Schönheit dieses Mädchens hat mich allerdings zur Liebe hingerissen, gleichwol ist es mir, da nach dem Willen des Allmächtigen ihr Stündlein eingetreten und sie gestorben, nie geglückt, sie von Angesicht zu sehen. Lieber als meine Sehnsucht bis zum Auferstehungstage zu vertrösten, möchte ich daher auf sie — wenn auch nur als Todte — einen Blick werfen. Die Ungeduld quält mich, ich kann meine Leidenschaft nicht zum Jüngsten Gerichte fristen." — „Mein Bruder", antworteten Zarîf und Nazîf, „wenn du sie sehen willst, so nimm jetzt die Gelegenheit wahr. Am Auferstehungstage wird sie schwerlich dein eigen werden; denn womit hättest du sie wol verdient?"

Nedjîb, obwol von Körper schwach, machte sich also daran, das Grab der Djemîle zu öffnen, und zog den Leichnam heraus, auf den er schmerzlich sehnende Blicke warf. Inzwischen trat Zarîf herzu und heftete ebenfalls seine Augen auf das Mädchen; da er aber ein ausnehmend geschickter

Arzt war, so entdeckte er, wie er sie ansah, Spuren von Leben an ihr. Er theilte dies den beiden Andern mit. „Meine Freunde", sprach er, „es scheint mir, als lebe dies Mädchen und als wären nur vom Blutandrang die Gelenke verstopft und dadurch die Lebenskräfte erstarrt. Dagegen hilft ein Aderlaß und Schlagen der Glieder, auf daß, dadurch getroffen, das böse Blut aus den Adern hervorkomme und entfernt werde. Zugleich müssen die heftigen Schläge das Leben in ihren Körper zurückführen, ihre Natur muß wieder erwärmen und die Kälte sie verlassen. Aber wer vermöchte dies zarte Wesen, diesen lieblichen Leib, zu schlagen?" — „Daraus mache ich mir nichts", entgegnete Nazif, „Schläge bekommen ist keinenfalls schlimmer als todt sein, und da ihr zögert, sollte ich anstehen, die Schläge zu ertheilen?" — Damit faßte er einen Knittel und schlug die Djemîle dergestalt, daß ihr zarter Leib erst roth wie eine Rose ward und dann sich zu bewegen anfing. Sofort wurde sie nun an den Stellen, wo solches erfoderlich war, zur Ader gelassen und siehe da! nach Gottes Willen wurde wirklich ihr Körper neubeseelt und frisches Leben ward ihr zutheil.

Kaum hatte sich dies Wunder vollbracht, als sich auch der Streit und Zank unter den drei Freiern erneuerte. „Mir kommt sie zu!" rief Nedjîb aus, „denn ich habe ihr Grab geöffnet,

sonst hättet ihr Andern sie nie zu Gesicht bekommen!" — „Aber", entgegnete Zarîf, „wenn ich nicht, da ich sie ansah, nach meiner ärztlichen Einsicht ihre Krankheit erkannt und das Vorhandensein von Lebensspuren entdeckt hätte, da wäre sie nie wieder lebendig unter euch getreten. Deshalb verdiene ohne Zweifel nur ich ihren Besitz." — „Doch konntet ihr es nicht über euch bringen", sagte Nazîf, „sie zu prügeln; ich aber faßte den Knittel und schlug sie. Hätte ich das nicht gethan, da wäre sie nie geheilt worden; also kommt sie mir zu."

Also zankten sie sich und kamen von Worten allmälig zu Thätlichkeiten. Das Mädchen aber, welches die Kämpfenden nicht zu trennen vermochte, rief aus: „Um Gottes willen, ihr Muselmanen, bin ich ohne meine Schuld durch euch in das allgemeine Gerede und gar zu übelm Namen gekommen. Soll mich denn nicht einmal der Tod erlösen? Soll ich wieder mitten in eurem Gezänke sein? Seid doch wenigstens so gut und führt mich zu meinen Aeltern; nachher mögt ihr eure Sache ausmachen."

Die Freier gingen auf die Bitte ein und brachten die Djemîle zu Hause. Der Derwisch sprach ein Dankgebet, als er seine Tochter lebendig wiedersah, ihre Mutter aber und ihr Bruder lobten und priesen den Schöpfer, und Alle waren froh und

glücklich. Nach einer Weile aber sprach das Mädchen: „Der Allmächtige hat seine unendliche Gnade und Barmherzigkeit an mir bewiesen und mir neues Leben geschenkt. Aus Dankbarkeit geziemt es mir nunmehr, daß ich dem Haderhause der Welt völlig Lebewohl sage und den Rest meines Lebens in Gottesdienst hinbringe. Dann ließ sie ihr Haupt scheren, legte ein härenes Gewand an und widmete sich in ihres Vaters Kloster ganz der Anbetung und andern religiösen Uebungen.

Vergänglichen Lüsten ihr Herze entsagte,
Der Ewigkeit Wonne allein ihr behagte;
Der Selbstsucht Verlockungen hielt sie sich fern,
Zur Heiligen ward sie, zum Engel des Herrn.

Möge Gott sie mit der ewigen Seligkeit begnadigen!

Nach diesen Worten richtete der weise Papagai seine Blicke auf Mâhi-Scheker und sprach: „Beabsichtigst du etwa auch den vergänglichen Lüsten Lebewohl zu sagen? Das ist an und für sich etwas sehr Schönes, aber jetzt ist nicht die rechte Zeit dazu. Jetzt solltest du vielmehr nicht mehr zögern, sondern so schnell als möglich zu deinem Geliebten, dem vornehmen Jüngling, gehen und deine Sehnsucht stillen.“

Tändelnd und zierlich trat darauf die junge Frau an das Fenster und öffnete es, um hinauszublicken. Aber siehe da! eine andere Djemîle, die Sonne, war hinter des Horizontes Bettvorhängen zum Vorschein gekommen. Ihr Wunsch mußte also auf die folgende Nacht verbleiben.

Nun weicht, ihr armen Leute, weicht!
Und sei es euch gesagt,
Es hat der hohe Divan
Auf morgen sich vertagt!

Zwanzigster Abend.

Als auch dieser Tag sich zum Abend geneigt hatte, trat Mâhi-Scheker wiederum voll glücklicher Erwartung zu dem Papagai und sprach: „O Vogel, da du nicht verliebt bist, so bringst du deine Tage in Ruhe und Zufriedenheit hin. Wärst du aber verliebt wie ich, dann würdest du den Schmerz in meiner Brust ermessen können; in der That, der Liebesgram bringt mich um! Auf dich paßt der Vers:

> Laß, alter Warner, die Ermahnung,
> Von Liebe hast du keine Ahnung.
> Wahnsinnig machte mich die Fee,
> Drum was du sagst, ich nicht versteh'!

Ist das deine Theilnahme, daß du von meines Herzens Gram nichts weißt?“ — „Hohe Herrin“, antwortete der Papagai, „warum sagst du, dein

Knecht wisse nichts von der Liebe? Behüte und bewahre, daß ich davon nichts wissen sollte! Den Vorwurf weise ich zurück; denn ein Esel ist fürwahr — ja schlimmer als ein Esel gar — wessen Herz der Liebe bar. — Hat ja doch Bajazîd Bustâmi (Gott heilige seine Geheimlehre!) diesen Satz während einer Predigt gleichsam als Glaubensweisung ausgesprochen."

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte Mâhi-Scheker, und der Papagai erzählte:

Geschichte von dem Greise, der nie verliebt gewesen.

Einst hielt der erhabene Glaubensfürst Bajazîd Bustâmi in einer heiligen Moschee eine Predigt und brachte alle Anwesenden, Groß und Klein, durch seine warnenden Worte in frommes Entzücken. Als man sich eben zu der Rede am heißesten drängte, machte sich ein Opiumgenießer zur Kanzel heran und sprach: „O du den richtigen Pfad Leitender — zur Seligkeit Bereitender — deß Worte, geordnet gleich den Plejaden — die Menschheit führt zu der Wahrheit Pfaden — mir ist mein Esel verloren gegangen, und ich bitte dich um die Gunst, du wollest ihn mir wieder auffinden." — „Habe nur Geduld", antwortete ihm Bajazîd Bustâmi, „er wird sich schon finden."

— Alsdann in seiner Predigt fortfahrend rief er der versammelten Gemeinde zu: „Ihr Muselmanen, ist hier unter euch Irgendjemand, der nie verliebt gewesen, der stehe auf!"

Da erhob sich ein Greis, der sprach: „O Scheich, ich dein Knecht bin ein Laie geblieben in der Liebe Wissenschaft. Seit ich die Sphäre der Kindheit verlassen, bin ich zu so hohen Jahren gelangt und habe nie eine Leidenschaft für irgendein schönes Wesen empfunden. Von Liebesschmerz weiß ich nichts, ja ich habe überhaupt keine Vorstellung von Dem, was du Liebe nennst. Aber sei doch so gut und unterweise mich darin."

Bajazîd-Bustâmi sprach darauf zu Dem, der seinen Esel verloren hatte: „Siehe, Freund, hier ist der Esel, den du suchst. Nimm ihn wieder!"

Durch dies Wort gab der große Lehrer nicht allein dem Opiumgenießer einen bündigen Bescheid, sondern zugleich den versammelten Gläubigen sammt und sonders eine vortreffliche Ermahnung.

„Die Moral dieser Geschichte aber, o Mâhi-Scheker, läßt sich in folgendem Verse zusammenfassen:

Hast du am Glück der Liebe kein Theil,
Da findest nimmer auf Erden du Heil!

Heißt es ja auch:

Birg nur die Lieb' im Herzen tief,
Ist sie auch nicht die reine!
Es wird der Traube trüber Saft
Im Faß zum edlen Weine!

Du meinst, ich hätte von der Liebe keine Ahnung, und ich bin doch keinen Augenblick von dieser Leidenschaft frei. Auch rathe ich dir, den Wein der Liebe in deinem Herzen sorgfältig zu bewahren. Und hüte dich wohl, dich in Gegenwart deines Freundes habgierig zu zeigen! Laß dir auf dem Bazar der Liebe an der Waare deines Kummers genügen, und suche nicht nach Heilmitteln. Wenn du aber mit deinem Geliebten zusammen bist, so verweile nicht lange, sondern bestrebe dich, bald zurückzukehren; heißt es doch im Sprichwort: „Wer giert, verliert", d. h. das Zuvielwollen führt ins Verderben. Wer zu heftig seinen Zweck verfolgt, der kommt ebenso ins Unglück, wie der Kaufmann Sabri, welcher den Löwen besuchte."

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte Mâhi-Scheker, und der Papagai erzählte:

Der Kaufmann und der Löwenkönig.

Wie in den Büchern anmuthiger Geschichten geschrieben steht, lebte einst in der Gegend von

Kedjrewân ein Kaufmann, Namens Sabri. Demselben erging es nach Gottes Rathschluß schlecht und immer schlechter, sodaß er endlich in die äußerste Dürftigkeit gerieth. Da gedachte er des Sprichworts: „Sich regen bringt Segen", und beschloß sich auf Reisen zu begeben.

Er erhob sich also und ging vorwärts bis ihn sein Weg in einen Wald führte. Nun hatte aber ein Löwe sich im weiten Umkreise zum Herrn jener Gegend gemacht und erlaubte keinem Fremden, dieselbe zu betreten. Unter seinen Vezieren befanden sich der Auerochs und die Antilope, welche sich beständig bemühten, ihren Gebieter auf den Weg der Frömmigkeit zu leiten. Diese waren glücklicherweise eben bei ihm anwesend.

Als Sabri den Löwen erblickte, erschrak er heftig, hub an zu beben und war wie versteinert. Sollte er rückwärtsfliehen? Da würde er bald eingeholt werden! Oder sollte er vorwärtsgehen? Das hieß absichtlich dem Verderben entgegeneilen. Er wußte also nicht, was er beginnen sollte, und stand da vor sich hinstarrend.

Als aber der Auerochs und die Antilope, Beide von Sinnesart gütig und edelmüthig, den armen Menschen erblickten, dauerte es sie seiner, und da sie vermutheten, daß der König ihm unter keiner Bedingung das Leben schenken, sondern ihn vielmehr umbringen werde, so nahmen sie zu einer

List ihre Zuflucht, um ihn zu erretten. Zu diesem Ende näherten sie sich dem Löwen und lobten ihn übermäßig ins Gesicht. „Möge der Allmächtige", sprachen sie, „dem Beherrscher des Wildes Leben und Macht bescheren — und Beides von Tag zu Tag mehren! — Daß im Schatten deiner Gerechtigkeit — die Thiere des Waldes weit und breit — das friedliche Wild und die reißenden Leuen — sich deiner Gnade erfreuen. — Das haben selbst die Menschen vernommen. — Nun ist hier ein Menschenkind hergekommen — zu deiner erhabenen Schwelle, o König — trat es unterthänig — hoffend, du wollest ihm gnädig sein. — Doch flößte deines Hofes Pracht ihm Beschämung ein — es wagt nicht, sich zu nähern ungebeten; — doch erlaubst du, so mag es eintreten — auf daß es dich begrüße — und sein Antlitz lege in den Staub deiner Füße!"

Diese Rede schmeichelte dem Löwen, und er zeigte sich bereit, den Sabri zu empfangen, welcher alsbald von dem Auerochsen und der Antilope in die hohe Gegenwart des Thierbeherrschers geführt wurde. Als er herangetreten war, küßte er betroffen den Erdboden vor dem Löwen und begrüßte ihn mit Segensprüchen und frommen Wünschen, kurz, er genügte allen Höflichkeitspflichten, wie königliche Etikette sie vorschreibt.

Nun hatte der Löwe in der Waldschlucht einige

Karavanen vernichtet und das Geld und die Edelsteine, welche sie führten, geraubt. Er streute davon auf den Erdboden aus und bedeutete dem Sadri, soviel als sein Herz begehre zu nehmen. Mit der Gier eines Berbern, der Geld gefunden, nahm also der arme Kaufmann von den Kostbarkeiten, soviel er nur fassen konnte; alsdann wandte er sich um und kehrte in sein Vaterland zurück.

Daselbst angelangt, verkaufte er soviel als nöthig war, um seine Schulden zu bezahlen, und hob den Rest auf, indem er ihn in einem Winkel seines Hauses vergrub. Da er aber sehr habsüchtig war, so grämte er sich, nicht den ganzen Reichthum an Geld und Edelsteinen, den er bei dem Löwen gesehen, genommen zu haben, und endlich machte er sich auf, um demselben einen zweiten Besuch abzustatten. Der Unglückliche kannte die Tücke des Schicksals nicht; auch bedachte er nicht, daß Habsucht am Ende zu Schaden und Schande führt. Kurz, er begab sich wieder in den bewußten Wald und sah sich bald dem königlichen Löwen gegenüber.

Dieser aber hatte an jenem Tage von seinen Hofleuten den Schakal und den Wolf bei sich, welche, von Natur boshaft und niederträchtig, den Löwen nie zum Guten anleiteten. Diese näherten sich alsbald ihrem Herrn und sprachen in der Absicht ihn aufzureizen: „O König, warum lässest du

die Gegend ohne Schutz? Wie kannst du übersehen, daß ein Mensch ohne Erlaubniß deinen Herrschersitz betritt und die Regeln der Ehrfurcht verhöhnt? Die Menschen sind eine freche Art, und auf der Erdoberfläche ist ihrer Schlechtigkeit viel. Wahrlich, ihnen ihre Grenzen anzuweisen, sollte dir das wichtigste Geschäft sein."

Mit diesen Worten brachten sie den Thierkönig in heftigen Grimm, sodaß er auf den Sadri lossprang, um ihn zu zerreißen. Als aber dieser sah, daß der Auerochs und die Antilope abwesend waren, und daß der Wolf und der Schakal aus Tücke den Löwen gegen ihn zornig gemacht, da erkannte er, daß er zu seinem Verderben hergekommen. Nach dem Spruche:

Hurtig, Herz, jetzt flieh' beiseit',
Denn das Leben gilt es heut' —

stieg er in Todesangst auf einen Baum und erreichte glücklich das Gestade der Sicherheit. In äußerster Wuth peitschte der Löwe den Baum mit seinem Schweife, und gedachte ihn umzureißen, als eben der Auerochs und die Antilope herbeikamen. Der Wolf und der Schakal hatten nun keine Lust mehr, noch länger zu verweilen, und zogen sich zurück, sodaß der Löwe mit den Neuangekommenen allein blieb. Diese sahen bald, daß der Mensch

durch seine leidige Habsucht sich hatte verleiten lassen wiederzukommen und dadurch den Zorn des Löwenkönigs auf sich geladen; auch zweifelten sie nicht, daß Letzterer ihn in Stücke zu reißen beabsichtige.

Dieser Gedanke machte abermals ihr Mitleid rege, sodaß sie sich noch einmal um seine Rettung zu bemühen beschlossen. Zu dem Ende traten sie näher, küßten ehrfurchtsvoll den Erdboden zu den Füßen des Löwen und sprachen: „Du Hort der Herrlichkeit und Macht — du dessen Palastes Pracht — gleich dem Firmamente lacht — Lob sei dem Herrn dargebracht — der seiner Knechte Gebete erhörte — und ihre Bitten gewährte — sodaß durch ihre Worte — sich aufthat manche Segenspforte! — Kann Jemandem Schöneres als dir zutheil werden — daß alle Geschöpfe auf Erden — dich preisen und ehren — und zu Gott flehen, er wolle die Zahl deiner Tage mehren? — daß die Vögel, die die Lüfte bewohnen — und die Engel, die über dem Aether thronen — um deine Gnade und Barmherzigkeit — zu verkünden weit und breit — zu der Bäume höchsten Zweigen — als Kanzeln hinaufsteigen — wo von dem Herrscherlobe dem süßen — ihre betenden Lippen überfließen?“

Als der Löwe diese beschwichtigenden Worte vernahm, da verlor sich alsbald ihr Grimm. „Ver-

lohne es euch Gott!" rief er aus, „es fehlte nicht viel, daß ich den Worten jener da gefolgt wäre und den armen unschuldigen Kaufmann umgebracht hätte. Aber sagt ihm doch, er möge sich nicht fürchten, und ferner für mich beten." — Damit wandte er sich um und kehrte auf seinen königlichen Polstersitz zurück. Die Antilope aber und der Auerochs ließen den Sadri entwischen. Hätten sie sich nicht um seine Rettung bemüht, so wäre er unfehlbar ein Opfer seiner Habsucht geworden.

„Du siehst hier", fuhr der Papagai fort, „o Mähi-Scheker, welchen Schaden die Gier bringen kann. In allen Dingen wirkt die Gier Böses. Hüte dich daher wohl, deinem Freunde zu viel zuzumuthen, vielmehr laß den Verstand in deinem Kopfe die Oberhand behalten; denn der Wein des Zusammenseins mit dem Geliebten macht den Menschen zum unvernünftigen Thiere. Nimm dich auch in Acht, daß du deine Geheimnisse nicht ausplauderst, und sei nicht erst unlustig bei deinem Freunde. Auch darfst du — und das ist eine Hauptregel im Liebesverhältniß — deinen Geliebten nicht mit unnützen und sinnlosen Reden und unfreundlichen Manieren quälen, d. h. du darfst nichts sagen, als

was sich bei solchen Gelegenheiten schickt, und was an und für sich deiner Natur gemäß ist. Endlich darfst du ja nicht den Pfad der Verstellung einschlagen, wie die Frau des Asim, Meh-Yzâr, welche, nachdem sie ihren Mann weidlich betrogen, sich in seiner Gegenwart vor dem Anblick einer Narcisse verschleierte und nach diesem seltsamen Benehmen der übeln Nachrede und dem Hohne der Welt preisgegeben wurde. Darum verstelle dich nicht wie die Meh-Yzâr, damit du nicht zum Spott werdest in dieser Welt wie in jener. Führe dich vielmehr weise auf und merke mit den Ohren des Verstandes auf meinen Rath, du möchtest sonst einmal als ein abschreckendes Beispiel in der Welt dastehen."

„Was ist denn das für eine Geschichte von der Meh-Yzâr?" fragte Mâhi-Scheker, und der Papagai erzählte:

Geschichte von Gülfischân und der treulosen Vezirsfrau.

Einer von den Königen von Tabriz hatte einen weisen, bedächtigen — klugen und mächtigen — Vezier, der am Geiste klar — in seinen Reden

wahr — den Namen Asim führte — und gleichsam unbeschränkt regierte — sodaß, was zu lösen und zu binden im Land — anvertraut war seiner Hand — die jeden Knoten zu lösen verstand.

Einst kamen nach Tabriz Gesandte des Königs von Indien. Der Vezier ließ dieselben in seinem eigenen Palaste wohnen, sorgte angelegentlich für ihren Unterhalt und zeigte sich überhaupt so zuvorkommend gegen sie, daß er sie täglich bei sich zu Gaste lud, bei welcher Gelegenheit er eine Menge wunderbarer und seltsamer Dinge vorbrachte, um sie zu unterhalten.

Nun befand sich unter den Hofleuten des Königs ein gewisser Gûlfischân, der eine sehr merkwürdige Eigenschaft besaß; so oft er nämlich lachte, streute er aus seinem Munde Rosen umher, sodaß das Zimmer, in welchem er sich aufhielt, nach Gottes Willen in ein Rosenbeet verwandelt wurde. Um dies eigenthümliche Kunststück den Gesandten zu zeigen, wurde Gûlfischân eines Tages ebenfalls zu Gaste gebeten.

Da sich aber derselbe nach dem Hause des Veziers hinbegab, begegnete er einem durch Häßlichkeit Abscheu erweckenden — durch Misgestalt erschreckenden — niederträchtigen Wicht — so widrig von Angesicht — daß selbst die Dämonen — die in der Steppe wohnen — wenn sie ihn gesehen — irgendwo stehen oder gehen — um ihn nie

wiederzuerblicken — hinaufflohen auf des Kaukasus Rücken! — Dieses Scheusal war so außerordentlich lustig, daß es vor sich selbst hüpfte und tanzte, als wäre die ganze Welt sein eigen geworden. Die Freudensprünge, verbunden mit einem solchen Aeußern, setzten den Gûlfischân in großes Erstaunen, weshalb er den Menschen nach der Ursache seiner Heiterkeit befragte. Dieser, den Gûlfischân durchaus nicht kennend, antwortete: „Aber, mein Bester, warum sollte ich nicht lustig sein und tanzen? — Hast du nicht gehört, daß indische Gesandte zu unserm König gekommen sind und daß der Vezier für dieselben alle Tage ein Gastmahl veranstaltet? Auch Gûlfischân, einer von den Hofleuten, ist geladen und soll dort mit seinen Kunststücken aufwarten. Er wird einige Tage dort verweilen, und sein Haus wird inzwischen leer bleiben. Ich lebe aber seit langer Zeit mit seiner Frau auf vertraulichem Fuße, und eine solche Gelegenheit wird uns nicht immer geboten. Gottlob, diese Nacht lächelt mir das Glück, und deshalb bin ich so lustig."

Gûlfischân wäre nach dieser Mittheilung gern zu Hause zurückgekehrt; aber von den Leuten des Veziers zur Eile angetrieben und zugleich fürchtend, daß sein Ausbleiben übel vermerkt werden möge, setzte er wider Willen den Weg nach dem Palaste fort. Kaum angelangt, wurde er zu den Gesand-

ten hereingeführt und fand daselbst noch viele andere Künstler, welche ihre Stücke vorführten. Der Vezier wünschte nun, daß er an irgendetwas Gefallen finden und lachen und bei der Gelegenheit die Rosen ausstreuen möge, damit die Gesandten dies Wunder ansähen. Der arme Gülfischân war aber vom Lachen soweit entfernt, daß selbst ein Messer ihm den Mund nicht würde eröffnet haben; auch an den Speisen sich zu erfreuen hatte er so wenig Lust, daß er nicht einmal ein Tröpfchen Wasser in seine Kehle gleiten ließ. Der Vezier that das Unsagliche, um ihn zum Lachen zu bringen, in seinem tiefen Unmuthe war es ihm unmöglich.

Endlich war das Gastmahl beendigt und die Gesandten zogen sich zurück. Der Vezier schrieb nunmehr umständlich und genau auf, wie ein jeder der anwesenden Künstler sich benommen, und reichte darüber dem Könige einen Bericht ein, in welchem er auch nicht verschwieg, wie unpassend Gülfischân sich aufgeführt, und wie rücksichtlos er seine dringenden Vorstellungen zurückgewiesen habe. Der König wurde deshalb über ihn unwillig. „Der Umstand", sprach er, „daß Gülfischân den mir schuldigen Dienst gerade zu einer Zeit, wo ich seiner bedurfte, nicht versehen hat, beweist, daß er ein Verräther an meinem Reiche ist. Ein solcher aber darf nicht frei umhergehen;

man setze ihn in Haft!“ — Auf diesen Befehl ließ der Vezier ihn sogleich festnehmen und in ein Gefängniß bringen, welches er unter seinem Hause hatte.

War also das Unglück Gûlfischân's bisher ein einfaches gewesen, so wurde es nun ein zehnfaches. Tag und Nacht sann er im Gefängniß über seine Lage nach. „O Gott“, sprach er bei sich selbst, „das ist mein schwarzes Geschick! Mein Herr und Wohlthäter, dem ich mein häusliches Leid klagen und den ich um Hülfe ansprechen möchte, läßt mich, ohne sich bei mir nach meinem Ergehen zu erkundigen, unschuldigerweise in den Kerker setzen; ja damit noch nicht zufrieden, läßt er mich vielleicht gar umbringen, ohne mir auch nur zu gestatten, mich zu verantworten! Was wird am Ende aus mir werden?“

Unter solchen Gedanken trat er an das Fenster seines Gefängnisses und blickte thränenden Auges hinaus. Da bemerkte er, daß der oberste Elefantenführer Asim's auf einem Elefanten reitend an sein Fenster kam. Ueber dem Gefängnisse befand sich nämlich das Harem des Hauses, und Meh-Yzâr, die Gemahlin Asim's, lebte in vertraulichem Verhältniß mit dem Elefantenführer. Die schöne Frau ließ sich nunmehr an einem Stricke auf den Rücken des Elefanten hinab und umarmte den Führer des Thieres auf das zärt-

lichste, worauf Beide anfingen, das Schlangen=spiel zu spielen.*)

Als Gülfischân dies sah, mußte er dergestalt lachen, daß sein Kerker sich mit Rosen füllte und gleichsam zu einem blühenden Rosenbeet wurde. In diesem Zustande fanden ihn die Wächter und geriethen in das größte Erstaunen. „Gott sei uns gnädig", riefen sie aus, „ist dieser Mensch toll? Gestern warf man ihn in das Gefängniß, weil er nicht lachen wollte, und hier an dem Orte des Schreckens ist er vergnügt und lacht!" — Die Sache schien ihnen wichtig genug, um gleich zu dem Vezier zu eilen und denselben davon zu benachrichtigen — er hatte nämlich seinen Leuten befohlen, ihm Alles, was Gülfischân sagen und wie er sich betragen würde, zu melden, indem er selber darüber an den König berichten wollte. Sehr verwundert über die Mittheilung der Wächter zögerte er auch nicht, sich nach der Hofburg zu begeben und dem Könige umständlichen Bericht abzustatten.

Am Abend desselben Tages besuchte Asim seinen Harem. Seine Frau begleitete ihn durch die Gär-

*) Die hier folgende Beschreibung des Spieles, welche sich mehr durch Genauigkeit als durch Decenz auszeichnet, lasse ich weg.

ten, sie besahen die Rosenbeete und ließen sich sodann zu einem köstlichen Mahle nieder. Inzwischen sammelte eine der Sklavinnen von den Blumen des Gartens, als Rosen, Hyacinthen, Veilchen, Tulpen, Narcissen u. s. w., einen Strauß, welchen sie vor Asim hinstellte. Kaum aber hatte Meh-Yzâr die Blumen gesehen, als sie sich von ihnen abwandte und den Schleier vor ihr Gesicht zog. Ihr Gemahl fragte sie: „Warum verschleierst du dich denn? Ist hier Jemand Fremdes?" — Ihm antwortete die Frau: „O Vezier — den Gott erleuchte für und für! — mein keusches Angesicht — schön wie der Sonne Licht — will ich nicht vor andern Augen lassen erscheinen — als nur vor den deinen! — Ich verschleierte mich, damit das freche Auge der Narcisse da mich nicht ansehe!" — Der gute Vezier schloß aus dieser Antwort, daß er eine Frau von ganz außerordentlicher Ehrbarkeit besitze; er freute sich deshalb sehr, und seine Liebe zu ihr wurde doppelt so stark, als sie schon vorher gewesen war.

Es befand sich aber in der Nähe eine Nachtigal in einem Käfig. Diese hub nach dem Rathschluß Gottes bei der merkwürdigen Geschichte so laut zu lachen an, daß alle Sklavinnen es hörten. Meh-Yzâr erschrak über dies Lachen und gerieth in große Verwirrung; der betrogene Gatte aber sagte: „Warum lacht denn dieser Vogel? Das

muß ich unfehlbar herausbringen. Will er anzeigen, daß ich nunmehr den Gipfel meines Glücks erreicht habe, oder daß mir bald ein Unglück bevorstehe?“

Er ließ darauf alle Gelehrten und Derwische zu sich kommen; aber da war Keiner, der ihm Antwort geben konnte. Kurz, das Lachen des Vogels hallte in der ganzen Stadt wider, alle Welt sprach davon und es gelangte sogar zu den Ohren des Königs. Dieser wunderte sich darüber und wünschte die Ursache zu erfahren, aber da war Niemand, dessen Verstandes Fingerspitzen fein genug gewesen wären, den Knoten zu lösen.

Gar bald drang die Nachricht von dem Ereigniß bis in die Gefängnisse, und so hörte auch Gûlfischân davon, welcher ausrief: „Möchte man mich doch nur zu dem Könige bringen, ich wollte ihm das Räthsel schon aufklären!“ — Diese Worte wurden von der Haftwache sofort dem Vezier gemeldet, welcher selber den König davon in Kenntniß setzte. Letzterer befahl nun, den Gûlfischân aus dem Gefängnisse herzuholen und ihm vorzuführen.

Als derselbe vor dem Könige erschien, sprach dieser zu ihm: „O Gûlfischân, wie konntest du, der du solange mein Brot genossen und meiner Wohlthaten dich erfreut, der du gleichsam im Meere meiner Gnade versenkt warst, als ich deiner be-

durfte, dich weigern, dein Kunststück vorzuzeigen und dadurch meine Herrscherehre zu vermehren! Wie konntest du so eigensinnig und rücksichtlos sein, während du doch gleich darauf im Kerker lachtest, wie nur Jemand lachen mag? Erkläre mir, was ist der Grund dieser Sonderbarkeit, und dann sage mir auch, warum die Nachtigal gelacht hat." — Ihm antwortete Gülsischân: „O König, möge Gott dein Leben und dein Glück — mehren jeglichen Augenblick! — Vom Schmuze der Widerspänstigkeit — ist rein meines Gehorsams Kleid — der Spiegel meiner Treue ist unbefleckt — mit der Halsstarrigkeit Staube nicht bedeckt. — Behüte und aber behüte, daß ich mich eigensinnig weigern sollte, in dem erhabenen Gemache meines Herrn und Wohlthäters die Künste zu zeigen, welche mir als schuldige Dienerpflicht obliegen. Aber höre, was mir zugestoßen. Als ich mich nach dem Gastmahle begab, da begegnete mir ein sehr häßlicher Mensch und machte mir eine so entsetzliche Mittheilung, daß ich davon gleichsam erstarrte. Deshalb war es mir unmöglich, in jener Gesellschaft zu lachen; in der Todeshöhle, dem Gefängniß, dagegen sah ich etwas so Eigenthümliches, daß ich in unwiderstehlicher Weise zum Lachen hingerissen wurde. Wenn ich nun sage, worüber ich gelacht, da fürchte ich, daß man mich umbringen wird, und sage ich es nicht, da

ist mein Tod gewiß — ich schwebe daher unschlüssig in der Mitte.

Ein wunderbar Ding, und es quält mich gar sehr,
Zu sagen ist's schwer und zu leugnen ist's schwer!"

Also sprach er sich entschuldigend. Der König aber erwiderte ihm: „O Gûlfisdschân, wenn du die Wahrheit sagst, da soll dir kein Leides geschehen, ich selber will dich da in meinen Schutz nehmen. Wo du aber die Wahrheit nicht sagst und mir die Geschichte verheimlichst, da wird, bei der Seele meines Großvaters, der Mordstahl meines Zornes dich treffen!"

Gûlfisdschân konnte nunmehr nicht umhin, ein wahrhaftes Geständniß abzulegen; er erzählte also, wie ihm auf dem Wege zu dem Gastmahl jener häßliche Mensch begegnet sei, welcher über seine eigene Frau so unbegreifliche Aeußerungen gethan, und das Gefühl der Schmach und der Eifersucht es ihm unmöglich gemacht habe, zu lachen; wie er dann aber von seinem Gefängniß aus Alles, was sich zwischen der Meh-Pâzr und dem Oberelefantentreiber begeben, angesehen, und wie dieser Anblick ihn zum Lachen gezwungen. „O König", fuhr er fort, „von Eifersucht wegen meiner Hausehre gequält war ich soweit entfernt zu lachen, daß mir vielmehr sogar der Tod erwünscht gewesen sein würde; als ich aber nachher sah, was sich

zwischen der Frau des Veziers und dem Elefantentreiber ereignete, da konnte ich mich nicht halten, ich mußte lachen! Denn wenn sogar eine hocherlauchte Person wie der Vezier ein derartiges Misgeschick zu leiden hat, da darf ein armer Tropf wie ich, wenn es ihn betrifft, nicht klagen. Besagt doch auch ein Sprichwort:

Zeigt sich der Schaden nicht dem Blick,
Da ist noch Glück im Misgeschick!

Wenn nun aber, großer König, ein Weib, das sich solche Scheußlichkeiten zuschulden kommen läßt, nachher noch die Heilige spielt und sich, um ihrem Ehemanne zu gefallen, vor dem frechen Auge der Narcisse versteckt, ist es da wol zu verwundern, wenn die Nachtigal im Käfig laut auflacht?"

Als der König und alle im Divan Anwesenden diese Aufschlüsse vernommen hatten, sandte Ersterer Leute aus, welche sowol die Frau des Gûlfischân mit ihrem schmuzigen Liebhaber, dem widrigen Scheusal, als auch die Frau des Veziers mit dem Oberelefantentreiber herbeibrachten, und ließ sie Alle zum abschreckenden Beispiel für Andere kreuzigen; dem Gûlfischân aber ließ er als Zeichen, daß ihm seine Schuld verziehen, wieder ein

Ehrenkleid anlegen und schenkte ihm unermeßliche Reichthümer.

Damit schloß der Papagai seine Erzählung. „O Mâhi-Scheker“, fuhr er dann fort, „mögest auch du dir diese lehrreiche Geschichte zunutze machen! Mögest du, wenn du so glücklich bist, dich in der Gesellschaft deines Geliebten zu befinden, dich nicht wie die Meh-Yzâr, die Frau Asim's, verstellen, und nicht Worte sagen, die zu deinen Thaten im Widerspruch stehen! Es fällt mir eben noch eine zweite ähnliche Geschichte ein, aber die Zeit ist zu knapp geworden, als daß ich sie dir erzählen könnte. Jetzt rathe ich dir nur dahin zu gehen, wohin dein Herz dich treibt, und dich wohl zu unterhalten; so Gott will erzähle ich dir die zweite Geschichte ein anderes mal.“

Mâhi-Scheker brach also auf und ging. Aber siehe da, schon lacht aus des Horizontes Kerkerthor — ein anderer Gûlfischân, die Sonne, hervor — und sie füllt die Luft — ringsum mit Duft — und die Rosenblätter ihrer Strahlen — die Welt mit bunten Farben bemalen. — Der jungen Frau Wunsch blieb also unerfüllt und

sie mußte sich auf den folgenden Abend vertrösten.

Nun weicht, ihr armen Leute, weicht!
Und sei es euch gesagt,
Es hat der hohe Divan
Auf morgen sich vertagt!

Einundzwanzigster Abend.

Als Mâhi-Scheker den folgenden Tag abermals bis zum Abend gewartet hatte, und die düstere Nacht sich mit der Sterne Lampen erhellte, da machte sie sich auf, indem sie mit beredter Zunge dies Lied sang:

In der Nächte Dunkel flieh' ich,
Denn ich fürchte jene Sonne,
Keines Andern Mitbewußtsein
Duldet meine Liebeswonne!

Damit trat sie unter den Käfig des Papagaien, zu welchem sie sprach: „Erzähle mir jetzt, mein Vogel, die lehrreiche Geschichte, die du mir gestern Abend versprochen, ich möchte sie hören!" — „O Mâhi-Scheker", antwortete der Papagai, „die Geschichte, die ich dir erzählen wollte, erfodert lange Zeit, und schon jetzt ist der Augenblick da, wo du

zu deinem Geliebten gehen mußt. Es ist eine Geschichte, die man sich wohl zunutze machen möchte, aber sie ist etwas lang; ich fürchte, ich halte dich von deinem Wege ab. Ich will dich nicht festhalten, darum geh jetzt; nachher steht uns ja reichliche Zeit zugebote, und ich erzähle sie dir." — Mâhi-Scheker indessen erwiderte: „Ich bitte dich, erzähle jetzt, ich möchte hören — und mich belehren — was ist es für eine Geschichte?" — worauf der Papagai anhub:

Geschichte von dem Schädel, durch den achtzig Menschen das Leben verloren.

Im Lande Jemen lebte vor Zeiten ein Kaufmann mit Namen Djewher-Schinâs, der außer einer einzigen Tochter keine Kinder hatte. Als derselbe einmal auf dem freien Felde spazierenging, stieß er unversehens auf einen Menschenkopf. Er nahm denselben in die Hand und betrachtete ihn. Es war eine ausgetrocknete Hirnschale, welcher aber von dem Griffel der Allmacht auf die Stirn die Worte geschrieben waren: „Da dieser Schädel lebte, sind achtzig Menschen durch ihn umgekommen, und lange Zeit nach seinem Tode werden abermals achtzig Menschen durch ihn das Leben verlieren."

Djewher-Schinâs las die Schrift und erstaunte sehr über die seltsame Geschichte. „Dieser Schädel", sprach er bei sich selbst, „muß einem Helden angehört haben, daß es hier heißt, er habe bei seinen Lebzeiten achtzig Menschen erschlagen. Oder", fuhr er nach einigem Nachdenken fort, „es könnte auch Jemand gewesen sein, der als Henker in Diensten irgendeines Herrschers achtzig Leute hingerichtet, oder drittens könnte es auch ein arger Verbrecher gewesen sein, der durch Hinterlist die achtzig umbrachte. Wie ist es nun aber möglich, daß er nach dem Tode noch wieder achtzig Menschen das Leben kosten soll? Ich möchte doch sehen, was für ein Wunder Gott hier offenbaren wird." — Mit diesen Worten hob er den Schädel auf und nahm ihn mit sich nach Hause; dort angekommen, zermalmte er ihn zu Staub, that ihn so in eine Büchse und verschloß diese sorgfältig in einer Kiste.

Kurze Zeit darauf sah er sich genöthigt, eine Handelsreise zu unternehmen; er traf zu dem Ende seine Vorbereitungen und machte sich auf den Weg. Wir wollen aber zunächst in seinem Wohnorte verbleiben. Kaum war er abgereist, als seine Tochter die bewußte Kiste öffnete, um ihres Vaters hübsche Sachen zu besehen, bei welcher Gelegenheit ihr die Büchse mit dem zermalmten Schädel in die Hände fiel. Sie öffnete den Deckel dersel-

ben und blickte hinein; was fand sie aber? Nichts als eine Handvoll Staub! „Was mag dies denn sein?" sprach sie bei sich selbst und nahm aus Neugier etwas in den Mund. Kaum hatte sie aber dies verschluckt, als in ihren Eingeweiden eine Störung vor sich ging; ohne Gatten war sie guter Hoffnung geworden, und als ihre Zeit gekommen war, gebar sie einen Knaben, den sie Ibn-el-Ghaib, den Sohn der Verborgenheit, nannte.

Nach vielen Jahren kam Djewher-Schinâs von seiner Handelsreise zurück, und siehe da, er fand in seinem Hause einen wohlerzogenen, verständigen, ehrbaren, artigen Burschen umhergehend. Er fragte, wer derselbe wäre, worauf seine Frau ihm erzählte, wie ihre Tochter von dem Staube in der besagten Büchse, in der Meinung, es sei etwas Anderes, genossen, wie sie davon schwanger geworden sei und diesen Sohn geboren habe. Djewher-Schinâs, der um den Zusammenhang der Sache wußte, erkannte nunmehr sogleich, daß das in der anfangslosen Ewigkeit niedergeschriebene Geschick unabänderlich feststehe, und daß das göttliche Verhängniß sich durch diesen Knaben erfüllen solle.

Nach einiger Zeit kamen von der Stadt Semâk her eine große Anzahl von Kaufleuten nach Jemen, welche Edelsteine führten. Djewher-Schinâs begab sich zu ihnen, kaufte ihnen einige kost-

bare Steine ab und brachte sie nach Hause, wo er sie dem Ibn-el-Ghaib zeigte. Dieser sonderte sogleich zwei derselben aus, indem er sprach: „Mein verehrter Vater, dies hier sind keine Edelsteine, es ist nur eine Art werthlosen Glasflusses." — Djewher-Schinâs glaubte dem Burschen überall und so auch hier; er nahm die beiden Steine und kehrte damit zu den Verkäufern zurück, um sie zur Zurücknahme zu bewegen, da es Glasfluß sei. „Woher weißt du das?" fragten die Kaufleute, welche sie ihm gegeben. „Dieser Knabe", antwortete er, „hat es mir gesagt. Ich schenke demselben das vollkommenste Vertrauen, und kurz, ich nehme die Steine nicht."

Die Kaufleute, welche selbst nicht wußten, daß sie unter ihren Steinen unechte hatten, machten sich nunmehr gemeinschaftlich daran, sie sorgfältig zu prüfen, und da ergab es sich wirklich, daß die zurückgegebenen nur Glasstückchen waren. Nachdem sie sich hiervon überzeugt hatten, warfen sie sich vor dem Djewher-Schinâs auf die Knie und flehten ihn an, er möge ihnen doch den Knaben überlassen, sie wollten ihm dafür geben, was er begehre. Djewher-Schinâs hatte keine Lust, sich von dem Ibn-el-Ghaib zu trennen, dieser aber bat selbst reisen zu dürfen. „Ueberlaß mich", sprach er, „diesen Kaufleuten, ich möchte sie auf ihren Handelsreisen begleiten und so die weite Welt

sehen. Wenn du auch um meinen Ursprung weißt, so kennt ihn doch der große Hause nicht; man neckt und höhnt mich als ein vaterloses Kind. Laß mich darum ziehen, dadurch entgehe ich dem Hohn und den Neckereien, und auch du brauchst den Spott nicht mehr zu scheuen."

Djewher=Schinâs ließ sich durch diese Worte bereden, sodaß er den Ibn=el=Ghaib den Kaufleuten übergab, indem er sprach: „Hütet den Knaben, als habe Gott ihn euch anvertraut." — An einem Tage guter Vorbedeutung brach dann die Karavane auf und zog ihrer Heimat Semâk zu, wo sie bald anlangte.

Es war aber in der besagten Stadt ein mächtiger König, der einen klugen und gelehrten Vezier, Kâmbîn mit Namen, besaß. Dieser Kâmbîn hielt sich eine große Anzahl kostbarer, lieblicher Sklavinnen, unter denen eine, sie hieß Kâmdjûi, sich durch Schönheit besonders auszeichnete. Wegen dieser Eigenschaft liebte sie ihr Herr mehr als alle Andern, weshalb er sie auch zur Gebieterin der Letztern gemacht hatte. Eines Tages nun ging Kâmbîn in seinem Garten spazieren und setzte sich in einen Kioschk am Ufer eines Teiches nieder. Kâmdjûi saß neben ihm, und die übrigen Sklavinnen belustigten sich am Ufer des Teiches, indem sie lebendige Fische fingen, dieselben in ein Becken legten und dann vor den Vezier hinstellten. Als

bringen. Hätte Kâmdjûi nicht den Pfad der Verstellung betreten, da würde dies Unglück sie nicht betroffen haben.

Mit diesen Worten schloß der Papagai seine Erzählung. Dann aber wandte er sich wieder an Mâhi-Scheker mit den Worten: „Darum so hüte dich wohl, dich in Gegenwart deines Geliebten zu verstellen.“ — „Aber“, entgegnete ihm die junge Frau, „warum tadelt man denn die Verstellung so sehr?“ — „Weil“, antwortete der Papagai, „Verstellung am Ende zu Treulosigkeit wird, und in der Welt nichts so verächtlich und schlecht ist als letztere. Treulosigkeit, das rathe ich dir, laß dir ja nie zuschulden kommen, es möchte dir sonst ergehen wie unter den Frauen der Heme-Nâz und unter den Männern dem Muchtâr, welche bis zum Jüngsten Gericht hin als treulos und verrätherisch verrufen sind.“

„Was ist das für eine Geschichte?“ fragte Mâhi-Scheker, und der Papagai hub an:

Geschichte vom König Djâmasp und seinem Papagai.

Wie man erzählt, war einst in Aegypten ein König mit Namen Djâmasp. Derselbe besaß

einen verständigen und gelehrten Papagai, Zebân-Aver geheißen, der über jedes Ding zu reden verstand. Schach Djâmasp pflegte sich häufig mit dem Vogel zu unterhalten, und bei einer solchen Gelegenheit kam die Rede einmal auf junge Mädchen. „Nenne mir doch", sprach Djâmasp, „ein Mädchen, das wirklich an Schönheit unübertroffen dasteht." — „O König", antwortete der Papagai, „ich habe viele Länder durchreist, und bin in manchen Herrschers und manchen Sultans Harem gekommen; auch habe ich zahllose Schöne gesehen, darunter so auserlesene, daß nie ein Auge sich an mehr Reizen geweidet. Das schönste Mädchen aber, das ich gesehen habe, ist die Tochter des Gouverneurs von Damascus; auch würde ich, wenn ich mein ganzes Leben dazu verwendete, ihre Reize aufzuzählen, doch nur den tausendsten Theil nennen können." — Kurz, der Papagai pries das Mädchen mit solcher Ueberschwänglichkeit, daß Djâmasp nicht umhinkonnte, sich durch Hörensagen in sie zu verlieben.

„O Zebân-Aver", sprach er, „du hast mich aus meiner Ruhe herausgerissen und ein wunderbares Weh über mich gebracht! Jenes reizende Mädchen muß ich unfehlbar besitzen, und wenn ich sie so bezaubernd finde, wie du sie rühmst, dann werde ich außerordentliche Gnadenbezeigungen auf dich häufen. Finde ich sie dagegen nicht so schön, wie du sie

beschrieben, dann weiß ich auch, welche Strafe ich über dich verhänge." — „Mein König", antwortete Zebân-Aver, „ich weiß, wie schön sie ist; so Gott will, wird sie nach deinem Sinne sein, ich hege deß gar keinen Zweifel. Doch habe ich dir auch einen Wunsch vorzutragen. Jenes Mädchen besitzt ein redendes Papagaiweibchen, Namens Suchan-Perwer, das mit deinem Knechte zusammenerzogen und groß geworden und überall in Freud und Leid meine Genossin und Gramverscheucherin gewesen ist; mit demselben, flehe ich, sollst du mich in einen Käfig setzen, das wird für mich eine große Glückseligkeit sein."

Djâmasp stand nicht an, für den Fall, daß des Papagaien Worte sich als wahr ausweisen würden, ihm die gnädige Gewährung seines Wunsches zuzusagen; alsdann sandte er auf der Stelle an den Statthalter einen zuverlässigen Boten mit einem strengen Befehl, durch welchen er das Mädchen wohlausgestattet zur Ehe verlangte. Der Befehl gelangte bald nach Damascus, und der Statthalter hatte nichts Eiligeres zu thun, als seine reizende Tochter mit reicher Aussteuer und vielen Edelsteinen und sonstigen Kostbarkeiten, die er als Geschenk für den König bestimmte, dem Boten zu übergeben und nach Aegypten zu senden.

Kaum aber hatte der König das Mädchen erblickt — als er von Liebe verzückt — ein Ge-

fangener war — in ihrem schlingenden Lockenhaar — als er wie ein Falter getrieben vom Liebesschmerze — umflatterte ihrer Schönheit leuchtende Kerze. — Allerdings war auch das Mädchen derart, daß ihres Gleichen nie auf Erden gelebt hatte; der König fand sie tausend mal vorzüglicher, als der Papagai sie beschrieben, weshalb er auch im Lobe und Preise der Weisheit und Einsicht seines Vogels kaum ein Ende finden konnte. Auch hielt er treulich das dem Letztern gemachte Versprechen und setzte am Abend seines Hochzeittages die Suchan-Perwer, das Papagaienweibchen des schönen Mädchens, in den Käfig des Zebân-Aver. Erst nachdem er dieser Pflicht genügt hatte, feierte er seine eigene Hochzeit.

Die beiden Papagaien, also in einem Käfig vereinigt, begannen nunmehr, als zwei sehnsüchtige Liebende, die sich endlich wiedergefunden, sich mitzutheilen, wie viel Gram und Trennungsschmerz ein Jeder seit so vielen Jahren gelitten. Sie redeten darüber hin und her, und geriethen in ein langes Gespräch, in welches über Alles verhandelt wurde, was ihnen von dem Augenblicke ihrer Trennung an widerfahren war; auch machten sie sich, nach der Liebenden Brauch, gegenseitig wegen Untreue gelinde Vorwürfe. Djâmasp-Schach und das Mädchen von Damascus hörten dieser Unterhaltung zu.

„O Suchan-Perwer“, sprach Zebân-Aver zu dem Weibchen, „dein Vorwurf trifft mich gar nicht, da Treue und Beständigkeit der Grundzug meines Charakters ist. Von dem Pfade der Treue habe ich mich kein Haarbreit entfernt, und nie habe ich den des Verraths eingeschlagen. Ist ja doch überhaupt unter den Creaturen das männliche Geschlecht beständig — und das weibliche wetterwendig! — Jedermann kennt diesen Satz, für welchen auch die Treulosigkeit und der Verrath der Heme-Nâz gegen den Behzâd Zeugniß ablegt.“

„Was ist das für eine Geschichte?“ fragte Suchan-Perwer, und Zebân-Aver hub an:

Geschichte der treulosen Heme-Nâz.

Wie man erzählt, lebte einst auf der Küste der Insel Serendib ein Kaufmann, Namens Behzâd. Derselbe machte sich einst auf und unternahm eine Handelsreise. Er hatte aber eine schöne Frau, Heme-Nâz geheißen. Diese fand es langweilig, allein zu Hause zu sitzen, weshalb sie, als kaum ihr Gatte abgereist war, die Bekanntschaft eines jungen Mannes machte, in den sie sich verliebte. Sie besuchte denselben jeden Abend in seinem Hause und fand soviel Wohlgefallen an diesem Umgange,

daß sie, als Behzâd nach einiger Zeit von seiner Handelsreise zurückkehrte, sich über seine Ankunft gar nicht freute. Eine zeitlang sah sie sich vergeblich nach einer Gelegenheit um, mit ihrem Liebhaber allein zu sein, und als sie endlich ihre Ungeduld nicht mehr bemeistern konnte, gab sie eines Abends dem Behzâd einen Schlaftrunk ein und eilte, sobald er das Bewußtsein verloren, zu dem jungen Manne.

Nun hatte sich aber nach Gottes Rathschluß an jenem selben Abend ein Dieb, in der Absicht zu stehlen, in Behzâd's Haus geschlichen, und wartete, in einem Winkel verborgen, auf die Gelegenheit, sein Vorhaben auszuführen. Dieser hatte von seinem Verstecke aus Alles, was die Heme-Nâz mit ihrem Manne machte, angesehen, und als Erstere jetzt das Haus verließ, gab er den Zweck, der ihn hergeführt hatte, auf und folgte ihr unvermerkt nach, um zu sehen, wohin sie ginge. Da er nun bemerkte, daß sie sich in das Haus eines jungen Mannes begab, hielt er sich beobachtend in der Nähe.

Es hatte aber zufälligerweise der Polizeimeister des Orts von dem Liebesverhältniß Kunde erhalten, wie ja auch ein Spruch sagt:

Was du noch so sehr verborgen,
Heute zeigt sich's oder morgen.

Der Polizeimeister also kam heran, ließ das Pärchen überfallen und gab, ohne auf irgendeine Entschuldigung zu hören, sogleich den Befehl, den jungen Mann ans Kreuz zu schlagen, wogegen er die Heme=Nâz laufen ließ. Es war nämlich in jenen Ländern Sitte, in ähnlichen Fällen die Frau straflos ausgehen zu lassen, den Mann dagegen, mit welchem sie sich versündigt, zu kreuzigen. Danach wurde also auch hier verfahren, und kaum war die Execution vollbracht, als der Polizeimeister den Richtplatz verließ und fortging.

Der Jüngling, welcher noch nicht seinen Geist aufgegeben hatte, rief nunmehr die Heme=Nâz zu sich und gab ihr durch Zeichen zu verstehen, daß er sie noch einmal an sein Herz drücken wolle. „Meine Theure! Meine Geliebte!“ dies war der Sinn seines Mienenspiels, „da um deinetwillen dies Unglück über mich gekommen ist und deine Liebe mir eine Leiter zum Galgen gewesen ist — darum —

Mit dem letzten Athemzuge
Den ich eingesogen,
Fleh' ich, sei mir Liebekrankem
Einmal noch gewogen!

Meiner Seele ganze Baarschaft,
Das ist mein Verlangen,
Möcht ich hauchen auf den Spiegel
Deiner Rosenwangen.

Noch einmal, bevor ich sterbe, möchte ich mein Gesicht an das deinige drücken!"

Heme-Nâz erhörte die Bitte, sie näherte sich ihrem gekreuzigten Liebhaber und legte ihr Gesicht an das seinige. Ihn aber hatte der Gedanke, daß des verfluchten Weibes Verlockungen ihn zur Sünde vermocht, und daß er um ihretwillen sterben müsse, in die heftige Wuth gebracht, sodaß er mit der Bitterkeit des Todes ihre Nase in seine Zähne faßte und sie abbiß. — Die Nase blieb in seinem Munde, und unmittelbar darauf verschied er. Heme-Nâz aber lief vom Schmerz getrieben ohne Nase davon und langte bald in ihrem Hause an, wo ihr Mann noch von dem ihm eingegebenen Schlaftrunk betäubt dalag.

Daselbst that sie abermals den Sack des Luges und des Truges auf. „Was geschehen ist", sprach sie bei sich selbst, „ist geschehen, und was verloren ist, ist verloren! Welche Antwort soll ich aber morgen dem Behzâd geben? Und was soll ich den andern Leuten sagen, wenn sie mich sehen und sich nach meiner Nase erkundigen? Das Klügste wäre, ich bezichtigte meinen Mann der That; da er ohne Besinnung gelegen, so wird es ihm selbst möglich scheinen, mich verstümmelt zu haben. So komme ich von den bösen Folgen meines Unglücks los und überzeuge das Volk von meiner Unschuld.

Demgemäß näherte sie sich ihrem Manne und strich ihm von dem Blute ihrer Wunde soviel auf Nase, Stirn und Kleider, daß von den rothen Flecken das Bett wie ein Tulpenbeet aussah. Als sie damit fertig war, hub sie an zu schreien, Behzâd habe ihr die Nase abgeschnitten. Auf dies Geschrei kamen die Nachbarn herbeigeeilt und warteten vor dem Hause bis der Tag anbrach, mit welchem dem Behzâd die Besinnung wiederkehrte. Der arme Mann war über Das, was sich zugetragen, außer sich; bald erschienen aber die Verwandten der Frau, welche ihn vor den Kadi führten, um ihn zu verklagen. Der Kadi fragte ihn, was er auf die Beschuldigung zu erwidern habe; er aber war so betroffen, daß er keine Antwort über seine Lippen zu bringen vermochte. Es wurde also nach dem heiligen Spruche, in dem es heißt: „Nase um Nase!" das Urtheil gefällt, daß dem Behzâd die Nase abgeschnitten werden solle.

Der Dieb aber, der dem ganzen Hergange beigewohnt hatte und demnach den Zusammenhang kannte, war auch mit in den Gerichtssaal eingetreten. Da er nun sah, daß dem Behzâd durch besagten Rechtsspruch ein großes Unglück drohe, da erbarmte er sich im Herzen seiner, es empörte ihn, daß das Vergeltungsrecht gegen einen Unschuldigen geübt werden solle, weshalb er vor den Kadi trat und die Worte des Koran aussprach:

„Ich bezeuge nur, was ich weiß!“ — Alsdann erzählte er von Anfang bis zu Ende Alles, was er mit den Augen der Gewißheit angesehen hatte. Der Kadi antwortete ihm: „Dein Wort allein genügt mir nicht, um danach zu verfahren, denn es gibt keinen vollgültigen Beweis.“ — Der Dieb erwiderte: „Wenn die Nase der Frau sich in Behzâd's Bette findet, dann ist ihre Aussage wahr; wenn sie dagegen noch jetzt in dem Munde des gekreuzigten Jünglings steckt, dann ist die Wahrheit auf meiner Seite.“

Der Kadi nahm die Bemerkung beifällig auf, sodaß er sich, von der Verwandtschaft der Heme-Nâz, welche die Klage vorgebracht hatten, und der ganzen Versammlung gläubiger Muselmanen begleitet, zu dem Hingerichteten verfügte, welcher wirklich die Nase der jungen Frau noch zwischen den Zähnen hielt. Die Entdeckung erfolgte vor aller Welt, und da war Niemand, der nicht höchst betroffen sich die seltsame Geschichte zum warnenden Exempel hätte dienen lassen. Die Verwandten der Heme-Nâz zogen sich nunmehr mit Schimpf und Schande zurück, das verbrecherische Weib selbst aber wurde nach der Bestimmung des heiligen Gesetzes mit Hohn auf den Marktstraßen und Bazaren der Stadt umhergeführt und dann in das Wasser geworfen.

Also wurde Behzâd von der Bosheit seines

tete: „Auf unserer Reise verlegten uns Räuber den Weg, raubten alle unsere Sachen und warfen mich in einen Brunnen. Was da aus meinem Gatten geworden ist, weiß ich nicht. Ich selbst fand ein Mittel, aus dem Brunnen herauszusteigen, und so bin ich hierhergekommen."

Was nun den bösen Muchtàr anbetrifft, so gelangte er nach der Stadt Jezd, worauf nicht lange darauf sein Vater und seine Mutter starben. Sie hinterließen ihm ein bedeutendes Vermögen, welches er der Habe seiner Frau beifügte. Sein Reichthum schien ihm nun unerschöpflich; in seinem sündhaften Lebenswandel aber verschwendete er soviel, daß in kurzer Zeit der ganze Schatz wie Staub auseinandergeflogen war.

So gerieth er denn in einen Zustand, daß ihm sogar das Brot fehlte, und da er sich schämte, in seiner Vaterstadt zu betteln, so sah er sich genöthigt, nach Schiras auszuwandern. Daselbst ließ er sich auf einem mit Votivlampen reich behangenen Begräbnißplatze nieder, zu welchem die Bewohner der Stadt unausgesetzt hinauspilgerten, und sprach die vorübergehenden Gläubigen, Männer und Weiber, um kleine Gaben an.

Nach dem Rathschluß Gottes besuchte eines Tages auch die Meimûne jenen Begräbnißplatz. Und siehe da, an dem Eingange erblickte sie ihren Gatten Muchtâr, welchen sie trotz des jämmer-

lichen Aufzugs, in dem er sich befand, sogleich erkannte. Sie trug ihm nun sein Verbrechen nicht nach, sondern begrüßte ihn mit Freundlichkeit, ohne ihm irgend Vorwürfe zu machen, oder des Vorfalls sonst zu gedenken; „thue Gutes Dem, der dir Böses that", sagt ein Moralspruch, und nach diesem verfuhr sie. Muchtâr aber empfand seinerseits wegen seiner Missethat Reue, er gelobte Besserung und bat um Verzeihung, welche die Meimûne in ihrer Herzensgüte gewährte. Sie führte ihn sodann in das Haus ihrer Mutter, welche die Tochter zum zweiten male ausrüstete und sie mit viel Hab und Gut abermals nach der Stadt Jezd reisen ließ. Als nun das Ehepaar auf dieser Reise wieder an den bewußten Brunnen kam, und sie dort ihr Nachtlager aufschlugen, da schwollen dem bösen Muchtâr aufs neue die Adern der teuflischen Habsucht; er ermordete also um Mitternacht, als sie im Schlafe bewußtlos dalag, die arme Meimûne und warf sie in den Brunnen, worauf er sich mit ihrer Aussteuer und Habe aufmachte und nach Jezd zog.

Also beschloß Suchan-Perwer ihre Erzählung; Zebân-Awer aber rief aus: „Bei Gott, das heiße

ich Schlechtigkeit, ein so liebliches und edelmüthiges Wesen umzubringen!" — Suchan-Perwer aber erwiderte ihm: „Du siehst hieraus, daß weder die Männer noch die Weiber sich alle gleich sind, in beiden Geschlechtern werden Gute ebenso wol als Schlechte gefunden. Möge uns der Allgütige gnädig sein und uns bei der Treue erhalten!"

Nachdem sie diese Bemerkungen gemacht hatten, sprachen sie nicht weiter von dem bösen Muchtâr und der edeln Meimûne, sondern unterhielten sich heiter und vergnügt, wie sie es gewohnt waren.

Nach diesen Worten kam der weise Papagai auf seinen frühern Satz zurück. „Ich habe dir", sprach er, „o Mâhi-Scheker, diese Geschichte so umständlich erzählt, damit du dir daran ein Beispiel nehmest. Hüte dich, gegen deinen Geliebten eine Verrätherei zu begehen, und sieh dich wohl vor, daß man dir nicht den Namen der Ungetreuen beilege. Jetzt aber zaudere nicht länger, sondern eile zu deinem Geliebten, den du von der Qual des Harrens befreien mußt."

Mâhi-Scheker verabschiedete sich also. Da sie aber eben gehen wollte, sah sie, daß der Sonne Licht die Welt zu erleuchten anfing. Ihr Wunsch

blieb daher abermals unerfüllt, und sie mußte sich auf den folgenden Abend gedulden.

Nun weicht, ihr armen Leute, weicht!
Und sei es euch gesagt,
Es hat der hohe Divan
Auf morgen sich vertagt!

Zweiundzwanzigster Abend.

Sobald es wieder Abend geworden war, trat Mâhi-Scheker unter den Käfig und sprach: „Schon so viele Tage hast du, o Papagai, mein Vorhaben verzögert und hintertrieben, sodaß es ungeschehen blieb; — hättest du nur den mindesten guten Willen gehabt, da wäre längst mein Wunsch erreicht worden.“ — „O Mâhi-Scheker“, antwortete der Papagai, „wenn ein Geschick von Gott solche Zögerung verhängt, was nützt da Anstrengung und Fürsorge? Gott weiß, welche Mühe ich mir gegeben, deinen Vortheil wahrzunehmen. Aber ein jedes Ding hat seine Zeit, wie ja auch ein Vers sagt:

Der gelangt gewiß zum Ziele,
  Der da wandelt mit Bedacht; —
Große Eile hat gar Viele
  In die Falle schon gebracht!

Mit Uebereilung kommt nichts zustande, und der Weise handelt nie unbedächtig, da sinnloser Eifer nur zu Reue und Tadelhaftigkeit führt. Gleichwie Derjenige, welcher seiner Anstrengung eine verkehrte Richtung gibt, nicht an das Ziel seiner Wünsche gelangt, ebenso findet der Eilfertige Das, was er sucht, nicht. Der Ausgang der Eile ist Reue, daran ist nicht zu zweifeln. Mögest du ihr nicht anheimfallen, und es dir nicht ergehen wie jenem Seidensticker, der, da er sich an seinem täglichen Verdienst nicht genügen ließ und mehr begehrte, als Frucht seines Strebens nichts als eitel Mühe und Noth hatte und endlich sein Thun bereute!"

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte Mâhi-Scheker, und der Papagai erzählte:

Geschichte von dem habsüchtigen Sticker.

In einer Stadt Iraks lebte einmal ein Sticker, der so geschickt war, daß er ein Haar vierzigfach zu zerspalten verstand, und so fleißig, daß er sein Gewerbe keinen Augenblick aus den Händen ließ. Trotz aller Anstrengung vermochte er aber über sein tägliches Bedürfniß hinaus keinen Heller zu verdienen. Er besaß einen Freund, der war Wollenhechler. Als er diesen einst besuchte und sein

Haus mit mannichfaltiger Habe angefüllt, ihn selbst aber in kostbare Gewänder gekleidet erblickte, verwunderte er sich und sprach bei sich selbst: „Ich werde doch bei Tag und Nacht zu Königen und vornehmen Herren gerufen und arbeite für sie ihrer würdige Gewänder; dieser Hechler dagegen reinigt nur Schaf- und Baumwolle und hat sich damit ein so bedeutendes Vermögen erworben, während ich vor Elend und Noth vergehe! Wie ist das zu begreifen!"

Mit solchen Gedanken kam er zu Hause und setzte sich in ein Meer von Sorgen versunken nieder. Seine Frau näherte sich ihm und fragte ihn, was ihm Widerwärtiges begegnet sei, worauf er ihr den Anlaß seines Unmuths mittheilte. „Meine Frau", fügte er hinzu, „ich habe nunmehr beschlossen, von hier fortzugehen und mich in ein anderes Land zu begeben. Es ist einmal mein Schicksal, in dieser Stadt nur mit großer Schwierigkeit mein Auskommen zu finden. Ich muß mich nach einem Orte übersiedeln, wo meine Kunst Anerkennung findet; dort werde ich ein ruhiges Leben führen. Haben doch auch die Weisen gesagt:

Wo der Sichelmond nicht wandert,
Wird kein schöner Vollmond d'raus;
Unbeachtet ist die Perle,
Die da bleibt im Muschelhaus."

Die Frau antwortete: „O Sticker, was du dir da ausgedacht, ist nicht wohlgethan — ist ein eitler Wahn — eine falsche Bahn! «Wir haben unter sie ihren Unterhalt im Leben vertheilt», sagt der Herr*), und durch diesen Ausspruch ist einem Jeden sein tägliches Brot zugemessen worden. Aus den verborgenen Schätzen des Allmächtigen kommt uns dasselbe zu, gleichwie aus der Vorrathskammer des Koranverses «Und es ist kein Thier auf Erden, für dessen Unterhalt nicht Gott Sorge trüge», den Thieren ihr Lebensbedarf zutheil wird. Niemand, er mag sich noch so sehr abmühen, erwirbt mehr, als was ihm zuertheilt worden ist. Wenn du deinem Schicksal zu entrinnen suchst, so wird es dir folgen und dich überholen, und wenn du durch Anstrengung mehr als das dir bestimmte Maß zu erlangen hoffest und jahrelang dahinter herläufst, du wirst es nie erreichen! Die Geschichte des Königs von Baktrien, welcher, da er sich an dem ihm zugewiesenen Geschick genügen ließ, zu der Wohnung der Glückseligen einging und der der Herrscherwürde entsagte, des Ibrâhîm Ibn Edhem (Gott segne seine Geheimlehre!), ist für Alle, die sie vernehmen, eine ernste Mahnung und Warnung."

*) Im Koran, Sur. 43, 31.

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte der Sticker, worauf die Frau erzählte:

Legende von Ibrâhîm Ibn Edhem.

Der König von Baktrien, Ibrâhîm Ibn Edhem, der große Mystiker, begab sich einst während seiner Regierungszeit auf die Jagd. Auf freiem Felde setzte er sich zum Essen nieder; während er aber damit beschäftigt war, sah er, daß unversehens eine Biene herankam, ein Stückchen Brot vom Tische nahm und auf- und davonflog. Der König fand dies so merkwürdig, daß er ihr nacheilte. Sie flog unter einen Baum, wo sie sich niedersetzte. Ibrâhîm Ibn Edhem kam näher und sah einen auf beiden Augen erblindeten Sperling unter dem Baume sitzen, der, sowie er das Sumsen der Biene vernahm, seinen Schnabel aufthat. Die Biene zerlegte nunmehr das Brot, das sie von ihrer Reise heimgebracht, in drei Stückchen und steckte sie dem blinden Vogel in den Schnabel, worauf sie sich wieder aufmachte und fortflog.

Als Ibrâhîm Ibn Edhem dies wunderbare Gotteswerk sah, da entsagte er allen irdischen Hasten und wandte sich dem Allwahren zu.

„Sollte nun, o mein Gatte, der allmächtige Spender aller guten Gaben, welcher einem blinden Sperling in der Wüste sein tägliches Brot sendet, dir das deinige vorenthalten? Weshalb bist du auf so üble Gedanken gerathen?" — „O Frau", antwortete der Sticker, „was du da sagst, ist die Lehre von der unbedingten Ergebung in den Willen Gottes, welche freilich ihre schönen Seiten hat. Arbeit und Mühe aber führen zu andern Erfolgen, die du nicht begreifst. Der gefesselte Löwe erjagt kein Wild, und ein Pferd, das nicht rennt, gelangt nicht zum Ziel und gewinnt den Wettpreis nicht. Kurz", schloß er, „ich muß in ein anderes Land gehen!" — Damit sagte er seiner Frau Lebewohl und machte sich auf die Reise.

Sein Weg führte ihn nach der Stadt Nîschâbûr, woselbst er eine zeitlang sein Gewerbe betrieb und nach Wunsch Geld verdiente. „Wenn ich nunmehr", sprach er dabei zu sich selbst, „vierzig, funfzig Jahre alt bin, so kehre ich in Frieden nach meiner Vaterstadt zurück, arbeite ferner nicht mehr, sondern genieße in Herrlichkeit was ich habe." — Damit verließ er Nîschâbûr und trat die Reise nach dem Irâk an.

Auf dem Wege traf es sich einmal, daß er an einem gefahrvollen Orte zur Nacht bleiben mußte; er legte sich daselbst nieder und schlief, von Müdigkeit überwältigt, ein. Nun hatte er

einen Traum: es ließen sich zwei schöne Vögel vor ihm aus der Luft auf die Erde nieder und fragten sich gegenseitig, wer sie wären, — sie schienen sich nämlich einander völlig unbekannt zu sein. Der eine antwortete: „Ich bin der Genius des Fleißes und der Anstrengung dieses Stickers." — „Ich dagegen", sprach der andere, „bin der Genius seines Gestirns und Schicksals. In dem Buche seines Verhängnisses steht geschrieben: «Diesem Menschen soll irdische Habe, die er aufspeichern möchte, nicht zutheil werden.» Denn Gott, der Allpreisliche, der Allweise, erbarmt sich seiner Knechte noch freundlicher und mitleidiger als Vater und Mutter, und da sein urewiges Wissen Alles umfaßt, was einem Jeden nach seiner Sinnesart frommt, so gibt er auch überall seinen Knechten ihr tägliches Brot, wie es zu ihrem Besten dient, und erzeigt ihnen die mannichfaltigsten Wohlthaten. Wo ein Erdensohn an Sinnesart rein ist und tüchtig — und seines Herzens Spiegel klar und aufrichtig — der bei seines äußern Glückes Vermehrung — auch zunimmt an Gottesverehrung — dessen Milde und Würdigkeit sich bewährt zu jeder Zeit — dessen Haupt schmückt er mit der Herrscherkrone — den führt er zum Throne — und kleidet ihn in kaiserliche Gewänder — und gibt ihm die Herrschaft weiter Länder. Wo er dagegen weiß, daß ein Erdensohn im Glück

übermüthig sein würde und ungehorsam, dem gibt er sein tägliches Brot nur in kleinen Brocken, weil der Pfad der Dürftigkeit für ihn der gedeihlichste ist, und er auf ihm vor Empörung bewahrt bleibt. — Wohin nun, o Sticker, meinst du zu gehen mit diesem Gelde? Dem Verhängniß willst du dich widersetzen?" — Alsdann ergriff er mit den Worten: „Da ist Keiner, der Seinen (Gottes) Beschluß rückgängig machen oder Seine Entscheidung umstoßen könnte!"*) den Beutel mit dem Gelde und rief, ihn emporhaltend: „Ibn Mirrîch, komm her!" — Sofort erschien ein Mann, der wie ein nach Blut lechzender Henker aussah; eilig lud der Genius des Geschicks demselben das Geld auf, und alle Drei verschwanden aus den Augen des Stickers.

Betroffen von dem furchtbaren Traume erwachte dieser, und siehe, sein Gesehenes — war in Wirklichkeit Geschehenes — sein Geld war verschwunden — und ward nicht mehr gefunden — er suchte ängstlich hin und her — aber sein Schatz war nicht mehr! Er schämte sich nun vor seiner Frau und den Nachbarn mit leerer Hand zu erscheinen, und wandte sich, anstatt nach dem Irâk zu gehen, nach Nîschâbûr zurück, wo er abermals

*) Im Koran Sur. 10, 107; 13, 41.

sein Gewerbe betrieb und in kurzer Zeit noch mehr Geld zusammenbrachte, als er vorher besessen hatte. Damit machte er sich dann wieder nach seiner Heimat in Irâk auf. Aber auch auf dieser Reise hatte er, da er eine Nacht in einer Herberge schlief, ganz denselben Traum, den er bei der frühern Reise gehabt hatte; abermals erschienen ihm die beiden Genien, und der des Glücks sprach zu dem der Anstrengung: „O du Thor, Niemand vermag mehr zu gewinnen, als Gott ihm in der anfangslosen Ewigkeit bestimmt und zugemessen hat, darum laß ab von dem eiteln Streben! — Ich habe", fügte er hinzu, „dir dies schon früher gesagt — warum nun thust du so große Narrheit und Sünde, der Weisheit Gottes zu widerstreben?" — Der Genius der Anstrengung trat dann näher und bat um Verzeihung, indem er sprach: „Nimm mir dies nicht übel, wir haben die Sitte, Jeden, der arbeitet und strebt und dabei unser Gewand, um Beistand flehend, anfaßt, unter jeder Bedingung zu dem Ziele seiner Wünsche hingelangen zu lassen, auf daß ihm sein Fleiß nicht verloren gehe. Wenn es dir dann auch beliebt, dann ist der Erfolg sicher; wenn aber dein Wohlwollen fehlt, dann geht auch meine Mühe verloren. Jedes Streben wird durch dich fruchtbar; wer deiner Gunst theilhaftig ist, bedarf keiner Anstrengung; mag er ein noch so großer Ver-

schwender sein, sein Habe und Gut wird darum nicht abnehmen."

Damit wachte der Sticker auf, und siehe da, sein Geld war abermals spurlos verschwunden. Er erkannte daran, daß, was er als Traum gesehen hatte, Wirklichkeit gewesen war, und rief aus: „Es wäre Sünde, ferner den falschen Weg zu verfolgen! Wie immer das Geschick für mich ausfällt, ich bin damit zufrieden!"

Er setzte also seine Reise fort und gelangte bald nach seiner Vaterstadt, woselbst er seiner Frau Alles, was ihm zugestoßen war, erzählte. „Habe ich", erwiderte diese, „dir nicht Alles das verschiedene male gesagt? Du aber wolltest nicht hören! Was dir da begegnet ist, gleicht aufs Haar der Geschichte des Schakals."

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte der Sticker, und die Frau erzählte:

Der Schakal und das räudige Kameel.

Es wurde einmal ein Kameel so räudig, daß vom Schaben das rothe Fleisch zum Vorschein gekommen war. Da kein Mittel anschlagen wollte, so ließ der Eigenthümer das kranke Thier in die Wüste laufen. Wie es nun allein in der Einöde einherging, erblickte es ein Schakal, der sich eben an einem Mäuseloche in Hinterhal gelegt hatte.

Alsbald ließ derselbe den Gedanken, die Maus zu fangen, fahren, und lief vielmehr dem Kameele nach, welches, so dachte er, ihm zur Beute werden müßte. Seine Genossin aber, das Schakalweibchen, warnte ihn und sprach: „Hab' Acht, daß dir nicht durch deine Habsucht die schon gewonnene Beute wieder durch die Finger schlüpft! Laß dir an dem geringen Gewinne genügen, sonst möchte, während du dem Großen nachjagst, das Kleine entrinnen und dir nichts bleiben als Täuschung und Reue." — Ihr antwortete der Schakal: „Nur gemeine Leute begnügen sich mit Wenigem; mir ist ein hoher Sinn beschert worden, und darum kann ich diesen herrlichen Bissen nicht fahren lassen, um mich mit der Mäusejagd zu beschäftigen. Warum sollte ich mich um nichts und wieder nichts mit so elendem Wild begnügen?"

Damit eilte er dem Kameele nach und folgte ihm drei bis vier Tage lang. Aber das Kameel fiel nicht, sodaß er, der vorher die sichere Beute fahren ließ, in seiner Hoffnung getäuscht, mit leerer Hand und hungerigem Magen zu seinem Weibchen zurückkehrte. „Siehst du nun?" fragte ihn dieses, „mit dem dir bestimmten Mahle warst du nicht zufrieden, dafür hast du nun auch ohne Nutzen soviel Elend und Mühsal ausstehen müssen."

Der Sticker bereute nunmehr, so habsüchtig gewesen zu sein, und war hinfort mit seinem Geschicke zufrieden.

„Nun aber", fuhr der Papagai fort, „laß dir o Mâhi-Scheker, dies zur Warnung dienen, und hüte dich, wenn du bei deinem Geliebten bist, wohl vor Habsucht." „Ach", antwortete Mâhi-Scheker,

„Nur wer selber Leid empfunden,
Fühlt den Schmerz von Andrer Wunden!

Du aber kennst keinen Schmerz, du lebst ruhig und zufrieden und hast keine Ahnung von den Qualen, die ich ausstehe. Ich klage dir mein Weh, denn ich hoffe, daß du mir vielleicht in deiner Weisheit ein Heilmittel für meine Herzenswunde ausfindig machen werdest. Du aber erzählst mir des Langen und Breiten Fabeln und seltsame Geschichten; so oft ich Nachts zu dir komme, gibt's eine Erzählung, nichts Anderes, und damit täuschest du mich. Klage ich dir dann mein Leid, da gibt's eine neue Erzählung — es ergeht mir mit dir ganz so, wie dem Beduinen mit dem Khalifen Mamûn."

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte der Papagai, worauf Mâhi-Scheker erzählte:

Geschichte von dem Beduinen und dem Khalifen Mamûn.

Eines Tages kam ein Beduine zu dem Khalifen Mamûn und sprach: „Beherrscher der Gläubigen, ich möchte die Wallfahrt unternehmen, aber mir fehlen die Mittel!" — „In diesem Falle", antwortete der Khalif, „bist du nicht an jene Religionspflicht gebunden; darum quäle dich nicht umsonst." — „O Fürst der Gläubigen", entgegnete der Beduine, „ich wollte dir meine Armuth klagen, und wenn ich sagte, es fehle mir das Geld zu der mir obliegenden Wallfahrt, so war dies nur ein Scherz. Ich hoffte von dir ein Geschenk zu bekommen, und statt dessen explicirst du mir theologische Streitfragen, indem du von der Verpflichtung zur Wallfahrt redest."

Diese witzige Antwort entzückte den Khalifen so sehr, daß er den Beduinen mit einer reichen Gabe bedachte.

„Ebenso, o Papagai", rede ich dir von Liebe und frage dich, wie ich mich mit meinem Freunde zusammenfinden soll — und du redest mir von Wölfen und Vögeln und Schakalen und Kameelen; aus Thälern und von Bergen holst du Wasser her, und du erstickst mich mit deinen Erzählungen, um mich an meinem Vorhaben zu hindern. Willst du denn gar nicht, daß ich mit meinem Geliebten zusammenkomme?" — „Um Gotteswillen", was sagst du?" antwortete der Papagai, „«die Wahrheit ist bitter», lautet ein Spruch der Weisen, und wahrlich dieser Spruch ist richtig. So sind dir nun meine Ermahnungen, die vielfachen Erzählungen und Beispiele, die ich dir vorführe, unangenehm geworden. Drum will ich auch nichts mehr sagen! So geh' denn jetzt ohne Verzug hin zu deinem Geliebten, deiner Schönheit Augensalbe erhelle — seine schmachtenden Blicke schnelle — ja eile, sein harrendes Herz zu beglücken — und durch deiner Gesellschaft Rosenflor zu entzücken! — Soviel ich mich um dich bemüht habe, du hast es nicht erkannt, es war umsonst! Ich hatte nie die Absicht, dich durch meine Geschichten von deinem Geliebten fernzuhalten; du aber bist ein frisch aufblühendes Knöspchen, du weißt noch nichts von der Arglist der Menschen. Ich bin zwar auch noch jung, aber ich habe viel von der Welt gesehen und aus Allem meine Lehren gezogen auch;

habe ich Vieles gehört, was in alten Zeiten sich begeben, und habe mir auch dies zunutze gemacht, sodaß ich mich sowol auf das Kleine als auch auf das Große in der Welt verstehe. Ich sehe wol aus, als wenn ich von nichts wüßte, und doch weiß ich Vieles; was man mit tausend Schätzen und mächtigen Heeren nicht zu beschaffen vermag, das bringe ich zustande, indem mein scharfer Verstand alle Schwierigkeiten und Knoten löst, alle Hüllen aufdeckt. Ich fürchte nur, daß wenn du in eine widerwärtige Lage geräthst und kein Mittel ausfindig zu machen weißt, dich daraus zu befreien, du zum Gespötte der Welt werdest, und deshalb habe ich dir so viele Geschichten erzählt. Eine jede derselben enthält eine nützliche Lehre, durch welche man im Fall der Noth sich aus großem Unglück erretten kann, gleichwie der Luchs sich durch Schlauheit aus der Hand eines so mächtigen Feindes wie der Löwe errettete."

Nun gereute es die junge Frau, den Papagai mit Vorwürfen gequält zu haben. Sie that Abbitte und flehte: „Sei doch so gut und erzähle mir diese Geschichte! Ich möchte sie hören." — Nach tausend Neckereien und Tändeleien hub der Vogel an:

Geschichte vom Luchs und dem Löwen.

Vor alten Zeiten hatte einmal ein Löwe sich eine von vielem Wild bewohnte Waldgegend zum

Wohnsitz genommen. Demselben diente ein Affe als Haushofmeister. Einst traf es sich, daß der Löwe eine Reise machen mußte, weshalb er den Affen beauftragte, jenen Ort zu behüten und auch das Lager seines Herrn wohl zu bewachen; denn von Zeit zu Zeit huben Fremde es zu betreten an, und als eines Tages der Luchs des Weges kam und sah, daß ein lieblicher Ort — ein entzückendes Plätzchen dort — eine reizende Stelle — der Glückseligkeit Schwelle — da beschloß er, sich daselbst häuslich niederzulassen.

Kaum hatte der Affe dies bemerkt, als er dem Eindringling zurief: „O Luchs, welchen Frevel, welches Verbrechen willst du begehen? Hast du etwa vergessen — mit welchem Maß du wirst gemessen? — Warum dich recken und strecken — daß die Füße hervorragen unter der Decken? — Gott, heißt es, erbarmt sich Dessen, der da sein Maß kennt und nicht seine Grenze überschreitet, d. h. ein Jeder hat sich in seinen Schranken zu bewegen und nicht über Das, was ihm als Ziel gesetzt ist, hinauszugehen. Diese herrliche Lagerstelle hier gehört dem gegenwärtigen Beherrscher des Wildes, dem großmächtigen Löwen, gegen dessen Macht und Kraft Niemand aufkommt. Wie kannst du dich in deiner Dummheit solcher Dinge erfrechen und den Klauen des Löwengrimms trotzen!" — „O Affe", antwortete der Luchs, „das dümmste Wesen

auf Erden bist wol du, der du so nichtige Rede führst und selbst nicht weißt, was du sagst. Wie hat denn der Löwe diesen Platz erworben? Worauf beruht sein Eigenthumsrecht? Es ist dies mein väterliches Erbe von altersher, und möchte der Löwe, ja selbst der Tiger kommen, ich lasse Keinen hinein! Für was siehst du mich an? Meinst du, ich fürchte mich vor dem Löwen? Und denkst du, ich sei nur ein Luchs? Nennt man ihn den Löwen, so nennt man mich den Löwenwürger; in meiner Küche wird lauter Löwen- und Tigerfleisch gekocht. Was ist der Hund von einem Löwen, von dem du mir redest? Mag er nur einmal herkommen! Ich werde ihm schon seine Stelle anweisen und ihn andere Leute in ihrer angestammten Habe beeinträchtigen lehren!"

Den Affen überwältigten diese tapfern Worte so, daß er sich umwandte und ging. Das Weibchen des Luchses aber sprach zu ihm: „Daß wir hier bleiben, geht doch nicht an; wir müssen uns vor den Klauen des Löwen hüten, und die Klugheit räth, daß wir uns sobald als möglich zur Reise anschicken." — „Fürchte nichts", erwiderte der Luchs, „vielleicht gehört der Platz dem Löwen gar nicht, und wenn dies auch wäre, so ist doch die Möglichkeit da, daß ihm in der Gegend, in die er gereist ist, ein Unfall zustößt. Vielleicht kommt er gar nicht wieder, und wenn er kommt,

so können wir uns doch immerhin durch Schlauheit aus seinen Klauen retten. Laß uns daher, was Gott uns heute beschert, als Gewinn achten und froh genießen; für morgen wird der Allbarmherzige schon sorgen." — „Aber", entgegnete das Weibchen, „daß der Platz dem Löwen angehört, bezweifle ich nicht im mindesten, und dabei ist es sehr wahrscheinlich, daß ihm kein Unfall zustößt, sondern daß er plötzlich irgendwoher auftaucht und herankommt. Außerdem wird man ihm auch gewiß mittheilen, wie sehr du gegen ihn in seiner Abwesenheit die Zunge gespitzt. Du meinst, du wollest, wenn er käme, eine List spielen; aber nicht immer trifft diese ihr Ziel, ja oft führt sie ihren Urheber ins Verderben, gleichwie der Wolf, der den Schakal überlisten wollte, dabei das Leben einbüßte."

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte der Luchs, und das Weibchen erzählte:

Der Wolf und der Schakal.

Man hat mir erzählt, daß ein Wolf einst die Höhle eines Schakals leer fand und sich hineinbegab, um letztern bei seiner Rückkehr aufzulauern. Als aber der Schakal herankam, bemerkte er, außer seinen eigenen, fremde Fußstapfen am Eingang

der Höhle. Dies machte ihn vorsichtig, sodaß er nicht hineinging. „Bevor ich einen Schritt vorwärtsthue, muß ich mich doch umschauen", dachte er und rief dann laut zur Thür hinein: „Mein Haus, mein verehrtes – mein Nest, mein treubewährtes — meine Heimat du — meine Seelenruh'!" — Als nun von innen keine Antwort erscholl, fuhr der Schakal fort: „O Haus, hat doch zwischen dir und mir allezeit Zwiesprache stattgefunden, sodaß du, wenn ich an die Thür kam und rief, antwortetest — und jetzt, wo ich komme und rufe, sagst du nichts? Willst du nun Antwort geben, so ist's gut; wo nicht, so verlasse ich dich und suche mir eine andere Wohnung."

Als der Wolf im Innern der Höhle dies hörte, sprach er bei sich selbst: „Weiß Gott, es muß eine Eigenthümlichkeit dieses Ortes sein, Antwort zu geben, wenn sein Eigenthümer ruft. Wenn ich jetzt schweige, so kehrt vielleicht der Schakal um und geht fort, sodaß meine Bemühung vergeblich gewesen ist. Es ist daher das Klügste, ich gebe die Antwort." — Damit rief er aus: „Zu Befehl!"

Der Schakal erkannte des Wolfes Stimme und wußte sogleich, wie er daran war. Eiligst lief er nun zu einem Schäfer, der in der Nähe weidete, und theilte ihm mit, was sich mit dem Wolfe ereignet. Der Schäfer aber hatte schon

längst den Himmel angefleht, daß er ihm eine Gelegenheit zutheil werden lassen möge, an dem Wolfe Rache zu nehmen, welcher ihm oft aus seiner Heerde Schafe geraubt hatte. Er begab sich daher schleunigst nach der Höhle und verschloß ihren Eingang mit großen Steinen, sodaß der Wolf in jenem Gefängniß elend vor Hunger und Durst umkam. Die Arglist, die er dem Schakal spielen wollte, traf ihn also selber.

Damit schloß die Luchsin ihre Erzählung. „Aber", entgegnete ihr Gatte, „was habe ich mit dem Wolfe gemein? Der Wolf, von dem du da redest, war ein dummer Hund! Hätte er Verstand gehabt, da würde er nicht aus dem Innern der Höhle geantwortet haben. Man darf freilich, wenn man Listen spielt, den Klügsten nicht nachstehen. Doch das begreifst du nicht."

Während der Luchs mit seiner Gefährtin hierüber hin- und hersprach, entstand plötzlich ein Lärm und siehe da, der Löwe war angekommen! Das Wild und die reißenden Thiere kamen nun in Massen hervor, um ihrem Beherrscher entgegenzugehen. Sein Hofmeister aber, der Affe, eilte Allen voraus und berichtete, wie der Luchs gekommen und wie frech er sich betragen. Ihm entgegnete der

Löwe: „O Affe, du sprichst mir da von einem Muth und Unternehmungsgeist, wie er sich bei Luchsen nicht wol findet. Vielleicht ist es kein Luchs, sondern irgendein anderes Thier, das mich an Kraft und Muth übertrifft, — sonst hätte es Solches nicht wagen können. Ich muß mich davor in Acht nehmen", schloß er, seine Schritte zurückhaltend. Der Affe aber sprach: „O Beherrscher des Wildes, gibt es denn auf Erden irgendein Wesen, das kühner, gewaltiger und heldenmüthiger wäre als du? Warum thust du denn also? Ich habe den Luchs tausend mal gesehen und weiß auf das sicherste, daß er es ist. Geruhe darum von dieser Furcht abzulassen, jener Uebelthäter muß durchaus bestraft werden." — „O Affe", antwortete der Löwe, „ein solches Herz hat der Luchs nicht; denn seine Art hat tausendfach mit den Krallen meiner Gewalt Bekanntschaft gemacht. Es ist vielmehr gar nicht unwahrscheinlich, daß jenes Thier, wenn auch klein von Gestalt, mir dennoch an Kraft überlegen ist — wie es im Koran heißt: «Ueber allen Wissenden ist ein Allwissender.»*) Lautet ja doch auch ein bekannter Vers:

Selbst den Löwen schlug mit Schmach er,
Seine starke Tatze brach er —

*) Sure 12, 76.

auch sagt ein bekanntes Sprichwort:

> Besser zur Flucht die Füße regen,
> Als an das Unheil die Hände legen.

Es scheint mir deshalb gerathen, daß ich, anstatt mit ihm zu kämpfen, und wenn ich nicht mit ihm fertig werden kann, meine Ehre einzubüßen, mich ihm lieber gar nicht zeige und die Flucht ergreife."

Unter solchen Gesprächen näherten sich Beide dem Lager und standen da, sich nach rechts und links umschauend und zur Flucht bereit. Inzwischen sprach die Luchsin zu ihrem Manne: „O Schwarzohr, das Unglück, vor dem mir bangte, hat uns schon betroffen. Wie willst du uns nun heraushelfen?" — Der Luchs antwortete: „Wenn der Löwe nahe herangekommen ist, dann mach' nur unsere Jungen weinen und schreien. Wenn ich dich da frage, warum du die Kleinen weinen lässest, mußt du sagen: «Unsere Kinder sind gewohnt Löwenfleisch zu essen; im Schatten der Herrlichkeit des gewaltigen Löwenwürgers fehlt es zwar an Tigerfleisch in der Küche nicht, aber die Kleinen verlangen Löwenfleisch, weil es so schmackhaft ist.» Das sei deine Antwort!"

Als nun der Löwe sich nahe bei dem Lager befand, hub die Luchsin an, ihre Jungen zu knei-

pen, sodaß sie weinten, worauf der Luchs ihr mit lauter Stimme zurief: „Was lässest du die Kinder weinen?“ Sie gab ihm sodann die Antwort, welche er sie gelehrt hatte. „Tigerfleisch“, antwortete der Luchs, „steht in der Küche zu Bergen aufgehäuft; aber, wenn die Kleinen es verschmähen, weil sie sich einmal an Löwenfleisch gewöhnt haben, so möchte ich doch fragen, was aus demjenigen geworden ist, welches ich kürzlich gebracht habe?“ — „Ja“, entgegnete das Weibchen, „Löwenfleisch ist da, aber unsere Kinder sind mit frischem Löwenfleisch aufgezogen; altgeschlachtenes mögen sie nicht, sie verlangen einen Braten vom frischen.“ — „Für den Augenblick“, erwiderte der Luchs, „mögen sie sich mit etwas altgeschlachtenem begnügen; der Löwe, welcher früher diesen Wald bewohnte, muß in diesen Tagen zurückkommen, denn seit er fortgegangen, ist schon eine geraume Zeit verflossen. Vielleicht kommt er sogar bald, und wenn dies der Fall, so hoffe ich, daß wir heut' oder morgen mit Gottes gnädiger Hülfe ein Stück von seinem Fleisch braten können.“

Als der Löwe diese Unterhaltung selbst vernommen hatte, sprach er zu dem Affen: „Hast du's nun gesehen? Habe ich dir's nicht gesagt? Das ist ein mächtiger Feind! Ein Luchs thut solche Dinge nicht; darum ist es das Beste, ich verlasse diesen Ort.“ — Er sprach's und wollte, ohne zu

verweilen — vonhinneneilen; — aber der Affe rief ihm zu: „Beherrscher des Wildes, fasse dich und fürchte dich nicht! Jenes Thier ist ein schwaches Geschöpf, ein verächtliches Ding. Du brauchst nicht so zu erschrecken! Willst du die Gnade haben, es einmal anzugreifen, so wirst du bald gewahr werden, was daran ist."

Mit vielen Reden dieser Art gelang es ihm, den Löwen umzuwenden und gegen den Luchs zu Felde zu führen, welcher, da er ihn wieder herankommen sah, leicht bemerkte, daß der Affe ihn zur Rückkehr bewogen habe. Er ließ nun abermals seine Jungen zum Weinen bringen und fragte wieder sein Weibchen nach dem Grunde, worauf dieses dieselbe Antwort gab, welche es vorher gegeben hatte: „Sie verlangen Braten von frischem Löwenfleisch." — „Habe ich dir denn nicht gesagt", antwortete der Luchs, „du sollst sie jetzt, so gut es geht, befriedigen? Wie ich höre, ist soeben der Löwe, der dies Haus als Eigenthum in Anspruch nimmt, angekommen, und der Affe, einer meiner Freunde, hat es übernommen, ihn, sobald er da ist, durch eine List auf seinen eigenen Füßen zu mir zu führen. Das muß jetzt geschehen, und wenn der Allmächtige zu der Veranstaltung meines Freundes, des Affen, das Glück lächeln läßt und der Löwe herkommt, da bringe ich durch einen ein-

zigen Angriff die Sache zu Ende. So gewinnen wir Nahrung für uns und die Kleinen; auch wollen wir dem Affen für seine Bemühung dankbar sein, ich werde ihn meines nahen Umgangs würdigen und ihn zu einem Hofmann machen."

Der Löwe traute diesen Worten und rief zornig aus: „Pfui, du nichtswürdiger Affe, mit List wolltest du mich in das Netz des Verderbens stürzen? Doch eher sollst du selbst sterben, als daß du mich umbringst!" — Damit zerriß er ihn in Stücke; dann nahm er seine Kräfte zusammen und entfloh aus jener Gegend so rasch seine Füße ihn tragen wollten. Der Luchs aber, der durch seine List sich gerettet hatte, brachte den Rest seiner Tage in Freude und Lust an jenem Orte zu.

Damit schloß der weise Papagai seine Erzählung. „O Mâhi-Scheker", fuhr er dann fort, „wenn ich dir so lange Geschichten erzähle, so bezwecke ich damit, dich für den Fall der Noth die Wege der List zu lehren. «Tapferkeit», heißt ja das Sprichwort, «ist zehntheilig und neun Theile davon sind List.» Wenn du Verstand und Einsicht hast, so bedarfst du keiner weitern Ermahnung. Geh' darum rasch nach dem Hause deines Geliebten, ich wünsche dir die beste Unterhaltung!"

Die junge Frau trat nunmehr hinaus; aber siehe da, schon graute der Morgen, und der Sonne Löwe, der glühende — goldsprühende — dem Waldversteck des Horizontes entsprang — und eilte den Gefilden des Horizontes entlang. — Diese Nacht war also abermals für Mâhi-Scheker's Wünsche ungünstig ausgefallen, und sie mußte sich auf die folgende vertrösten.

Nun weicht, ihr armen Leute, weicht!
Und sei es euch gesagt,
Es hat der hohe Divan
Auf morgen sich vertagt!

Dreiundzwanzigster Abend.

Mâhi-Scheker hatte also wieder die Gelegenheit, zu ihrem Geliebten zu gehen, verpaßt. Sowie es nun wieder Abend ward, eilte sie zu dem Papagai, den sie folgendermaßen anredete: „O Papagai, jetzt hast du mich mit deinen Rathschlägen zur Genüge gequält — und mir Geschichten erzählt — da nun des Tages Glut verglommen — und der Abend herangekommen — und die nächtliche Zeit — die Welt von störender Neugier befreit — willst du mir nun die Erlaubniß ertheilen — zu meinem Freunde zu eilen?“ — „O Mâhi-Scheker“, antwortete der Papagai, „was treibt dich deun, also um Erlaubniß zu bitten, und dein kostbares Leben, deine Jugendzeit, in Sehnen und Wünschen hinzubringen? Sagt doch ein Sprichwort: «Der Pfeil, den du abgeschossen — die Rede, die dein

Mund ergossen — das Leben, das dir verflossen — von diesem Allen kehrt keines zurück!» Geziemt es sich nun wol, daß du dein theures Leben also vertändelst? Diesen Augenblick solltest du zu deinem Geliebten gehen! Dabei aber mußt du die Rathschläge, die ich dir seither so umständlich vorgetragen, wohl im Sinne haben. Wenn du nach ihnen handelst, dann brauchst du dich vor nichts zu fürchten. Die Weisen sagen, daß, wenn man sich vor vier Dingen in der Welt in Acht nimmt, man vor jedem Schaden gesichert bleibt, und zwar erstens vor Zorn, zweitens vor Lüge, drittens vor Eilfertigkeit in allen Dingen und viertens vor Nachlässigkeit. Verliebte Leute ertragen wol Alles, außer der Trennung von dem Gegenstande ihrer Verehrung; diese ertragen sie nicht, und darum eilen sie immer soviel als möglich des Genusses theilhaftig zu werden. Und doch ist Eilfertigkeit verwerflicher als alles Andere, denn, wie das Sprichwort sagt: «Wer mit der Eile Saat den Acker bestellt — dem trägt die Frucht der Reue sein Feld!» — Davor muß man sich also wohl hüten. Was sich auch ereignen möge, der Verliebte darf nicht immer eilen — sondern hier und da muß er weilen — gleichwie die Frau Pelenk-Ferib sich nicht mit Eile ihrer Noth zu entziehen suchte, sondern durch List und Weile sich aus den Krallen des Tigers rettete."

„Was ist das für eine Geschichte?“ fragte Mâhi-Scheker, und der Papagai erzählte:

Geschichte von der Pelenk-Ferîb und dem Tiger.

Vor alten Zeiten lebte einmal ein nichtsnutziger Mann, der eine verständige Frau, Pelenk-Ferîb geheißen, besaß. Als ein roher und schlechter Gesell quälte er sie beständig, und schlug sie sogar. Da er sie eines Tages wieder stark gemishandelt, nahm die arme Frau, der dieser Zustand unerträglich geworden war, ihre beiden Kinder und floh bei Nacht aus dem Hause. Ihr Weg führte sie in eine so furchtbare Einöde, daß es dort selbst bösen Geistern graute — und ein Waldteufel ängstlich um sich schaute. — Plötzlich sprang vor ihr ein Tiger auf, den es sie mit ihren Kindern zu verspeisen gelüstete, und der deshalb seinen Anlauf nahm. Da sprach die Frau bei sich selbst: „Wenn man ohne Vorwissen seines Mannes fortgeht, und man wird da von solch einem Unglück betroffen, da ist es freilich nicht unerklärlich!“ — Damit gelobte sie aus aufrichtigem Herzen dem Allerheiligsten Umkehr von solchem Vergehen an, bat ihn um Verzeihung und nahm sich vor, von da an die Bosheit ihres Gatten geduldig zu ertragen und ihm in allen Dingen zu Willen zu sein.

Unterdessen war der Tiger schon nahe herangekommen, als ihr Gott den Gedanken eingab, sich durch eine List zu retten. „Wenn", dachte sie, „mein Anschlag gut ausfällt, vortrefflich! da bin ich geborgen. Misräth er aber, nun, da habe ich wenigstens nichts versäumt, was mir Rettung gewähren konnte. Wollte ich jetzt in Eile zurückfliehen, da würde der Tiger mir nachlaufen und mich bald fassen. Es ist daher das Klügste, ihn zu überlisten; so allein kann ich Rettung hoffen.

Mit lauter Stimme rief sie darauf das Thier an: „O Tiger, bleib' zurück und eile nicht, ich habe dir etwas mitzutheilen, das sollst du anhören. Nachher thue mit mir, was du willst, denn ich bin in deiner Hand!" — Den Tiger machte diese Anrede stutzig, er hielt inne und fragte: „Was hast du mir denn zu sagen, sprich!" — „Ich bin", antwortete die Frau, „aus einem Dorfe hier in der Nähe. Die Bewohner desselben hat sich ein Löwe unterworfen, ein so gewaltiges Thier, daß es in einem Schlage die ganze Welt niederzuschmettern vermöchte. Die Leute fürchteten, er möge das Dorf zerstören, weshalb sie sich versammelten und einmüthig beschlossen, sie wollten täglich drei Loose werfen und die Betroffenen zur Nahrung des Löwen in die Küche desselben senden. Heut' ist es auf mich und meine beiden Kinder gefallen. Nun hast auch du dich uns ge-

nähert, um uns zu verspeisen, und ich möchte dich um Alles in der Welt nicht in deiner Hoffnung getäuscht sehen, meine Großmuth leidet das nicht. Jedoch darf auch der Löwe nicht ganz seines Fraßes verlustig gehen. Das Gerechteste wäre, du speistest mich halb und dazu eins meiner Kinder, sodaß die andere Hälfte von mir nebst dem andern Kinde für den Löwen verbliebe. Damit wäret ihr Beide befriedigt."

Als der Tiger dies hörte, da wurde ihm vor dem Löwen Angst, zugleich aber bewunderte er die Hochherzigkeit der Frau. „O Pelenk-Ferib", rief er aus, „solchen Edelmuth wie bei dir habe ich noch bei keinem andern Geschöpfe gefunden. Um deinen Feind zu nähren, opferst du dein eigenes Leben hin! Sag' mir, ist je auf Erden deines Gleichen gewesen?" — „Mit Haupt und Leben", antwortete die Frau, „muß man Großmuth üben; wer blos Hab' und Gut hergibt, der verdient nicht großmüthig genannt zu werden. Leute, die ihrer Feinde sich erbarmen und ihnen Gutes thun, hat es viele Hunderttausende auf Erden gegeben. Es fällt mir soeben eine darauf bezügliche Geschichte ein, die ich dir, wenn du es wünschest, vortragen werde." — Der Tiger war sehr begierig, die Geschichte zu hören, und bat die Pelenk-Ferib zu erzählen; diese hub an:

Geschichte von dem Khalifen und dem Giftmischer.

Die Bücher alter Geschichten — thuen kund und berichten — wie einst, als von dem Ommajaden — Omar=Ben=Abdel=Azîz, reich an Gnaden — der edle Khalife voll weisen Rathes — saß auf dem Thron des Khalifates — ein unheilvoller Missethäter — ein fluchwürdiger Verräther — einer von des Khalifen Knechten — Gift einflößte ihm, dem Gerechten — sodaß seines Leibes Pflänzlein von des Giftes Spur — grün ward gleich einer Gartenflur. — Als aber die Sache offenbar — und ruchbar geworden war — ließ der Khalife nachstellen — dem schlimmen Gesellen — und ließ ihn zu sich treten allein — in sein Kämmerlein — und redete ihn an: „Du Vergifter — und Unheilstifter — sprich, bist du selbst dieses Verbrechens Urheber — oder hattest du einen andern Rathgeber?"

Gezwungen also, daß er die Wahrheit bekannte — der Verbrecher einen der Feinde des Khalifen nannte — und sprach: „Der hat mir große Schätze zugesagt — und so habe ich die Unthat gewagt!" — Der Khalife antwortete: „Du ärgster der Thoren — jetzt bin ich unrettbar verloren — es ist an Genesung nicht mehr zu denken — sonst würd' ich dich reichlich beschenken. — Da aber mein Thronfolger sicher dich würde

umbringen — so dir zu fliehen nicht sollte gelingen — so zögere nicht und eile von hinnen — und suche, dieweil ich lebe, zu entrinnen."

Darauf verehrte er ihm unermeßliche Reichthümer und entließ ihn.

Damit beschloß die Frau ihre Erzählung. Alsdann fuhr sie, den Tiger ansehend, fort: „Ich muß ja einmal sterben, und da ist es mir gleichgültig, ob ich von einem Löwen oder ob ich von einem Tiger gefressen werde. Ja, ich würde sogar vorziehen, nur dir zutheil zu werden; haben wir doch eine so lange freundschaftliche Unterhaltung gepflogen, und wirklich fühle ich eine herzliche Liebe für dich. Ich rathe dir auch, nachdem du die Hälfte von mir und eins meiner Kinder verzehrt, hier nicht länger zu verziehen, sondern rasch davonzulaufen. Ich habe nämlich eine Schwester, welche sich auf Zauberei versteht; dieselbe weiß noch nicht, daß ich durch das Loos dem Löwen anheimgefallen bin; sollte sie es erfahren, da würde sie kommen und die ganze Gegend in Feuer aufgehen lassen, sodaß Jeder, der sich in der Nähe befindet, zu Asche verbrennt. Hüte dich also; sie möchte davon hören und dir etwas zuleide thun."

Der Tiger fürchtete sich nunmehr nicht blos vor dem Löwen, sondern auch vor der Hexe, und zugleich bewunderte er den Edelsinn der Pelenk-Ferch. Dies Alles und das Mitleid, das er für sie fühlte, bewog ihn, von ihr abzulassen und sich davon zu machen.

Da er nun seines Weges ging, begegnete er einem Fuchse, mit welchem er befreundet war. Derselbe fand ihn ängstlich aussehend und erkundigte sich nach seinem Ergehen. Als ihm nun der Tiger die Geschichte mit der Frau erzählte, schalt ihn der Fuchs aus. „Wahrhaftig“, sprach er, „die Weisen haben Recht, wenn sie sagen, daß jeder Tapfere ein Dummkopf ist. Auch dir fehlt es an Muth nicht; aber was soll er dir nützen, da dir Verstand so sehr abgeht? Du Narr! Weißt du nicht, daß die Menschen vom Haupte zur Zehe aus nichts als Trug und List bestehen? Man nennt uns Füchse, und meint, wir verständen uns wol auf die List; aber wir werden von den Menschen weit übertroffen! Wo wir es am wenigsten vermuthen, stellen sie Fallen auf, um uns zu fangen, und dann bekleiden sie sich mit unserm Pelze. Und nun sieh, wie jenes Weib dich Gewaltigen zu betrügen gewußt hat! Läßt ein Verständiger wol eine so fette Beute fahren? Komm und laß von der albernen Furcht; wir wollen selbander dahin zurückkehren, wo du das Weib

verließest, vielleicht gelange ich in dem Schatten deiner Gnade zu einem Braten." — Der Tiger erwiderte: „Wenn nun aber die Frau die Wahrheit gesagt hat, und jene Hexe, ihre Schwester, herkommt und uns mit zauberischem Feuer brennen will, was dann? Du bist schnell auf den Füßen, du wirst mich daher verlassen und davonlaufen; ich dagegen bin schwerfälligen Leibes und kann nicht rasch laufen; außerdem habe ich der Frau feierlichst Quartier gegeben, und sein Wort hat ein Jeder zu halten. Schlagen wir uns also dies aus dem Sinne!" — „O Tiger", sprach er, „das Weib hat gelogen! Wenn ihre Rede sich als wahr ausweist, so magst du mich zuerst in Stücke reißen, und damit du nicht meinst, ich würde dann rasch weglaufen und mich zu retten suchen, so binde mein Bein an das deinige und laß uns so zusammengehen."

Damit war der Tiger einverstanden. Er band ein Bein des Fuchses an eins der seinigen, und so begaben sie sich nach dem Orte, wo sich der Tiger mit der Frau unterhalten hatte. Letztere aber hatte, nachdem der Tiger sie verlassen, bei sich überlegt: „Wenn ich jetzt eilfertig davonliefe, dann könnte der Tiger, Das, was er gethan, bereuend, umkehren und mir folgen; wenn er mich aber einholte, dann wäre ich unrettbar verloren, auch wenn ich ein tausendfaches Leben hätte. Es

ist daher klüger, ich übereile mich nicht, sondern bleibe hier, und wenn er wiederkommt, da zünde ich dies Schilfgras hier an, um ihn zu täuschen." — Damit legte sie an das sämmtliche Schilf Feuer und flüchtete sich selbst auf einen Baum.

In dem Augenblick sah sie, wie der Tiger, begleitet von dem Fuchse, den er an sein Bein gebunden hatte, zurückkam. Aus den Umständen erkannte sie leicht, daß er von Letzterm aufgehetzt worden sei, und sie rief ihm demnach von dem Baume herab zu: „O du thörichter Tiger, es thut mir leid um dich, haben wir uns doch so freundschaftlich unterhalten! Warum hast du meinen Rath nicht beachtet und dich in dies Flammenmeer geworfen? Die Schwester, von der ich dir vorhin sprach, ist hergeeilt und hat Feuer an die Welt gelegt; es ist eben die Hexe, welche in der verzauberten Gestalt eines Fuchses mit dir kommt. Sie hat die Gestalt deines Freundes angenommen, um dich durch ihre Künste zu verderben. Darum hüte dich näherzukommen, sondern fliehe eiligst und siehe zu, daß du dein Leben errettest!"

Dem Tiger wäre hierbei das Herz vor Angst beinahe zersprungen; sein Leben davonzutragen, war sein einziger Gedanke! Er lief so rasch, daß er einen Tagesweg in einer Stunde zurücklegte,

und den an sein Bein gebundenen Fuchs schleifte, bis er in Stücke zerrissen umkam.

Die Frau aber eilte nicht, sondern sie nahm, nachdem sie sich durch ihre Schlauheit von dem Tiger befreit hatte, ihre Kinder und kehrte unversehrt und glücklich in ihre Heimatstadt zurück.

Also erzählte der Papagai. Dann fuhr er fort: „O Mâhi-Scheker, da auch du verliebt bist, so hüte dich wohl, dich zu übereilen, denn auf den Pfaden der Liebe ist Eile durchaus überflüssig. Wenn du die Rathschläge, die ich dir seither ertheilt, beherzigst und ihnen gemäß handelst, dann wird dir dein Begehren zutheil, ohne daß Sâïd, dein Gemahl, es merkt, und ohne daß deine Feinde es erfahren. So magst du in aller Heimlichkeit Freude und Lust genießen, ohne deinen guten Namen zu verlieren." — „O mein aufrichtiger Freund", antwortete die junge Frau, „du mein Getreuer auf Leben und Tod — mein Gefährte in Unglück und Noth — ich habe mir dich zum Vertrauten erwählt — und alle meine Geheimnisse dir erzählt — was nur mein Herze birgt und versteckt — ich hab' es vor dir aufgedeckt. — Auch habe ich die Rathschläge, die du mir ertheilt,

meinem Gemüthe wohl eingeprägt, und so Gott will, werde ich sie, soweit mein Verstand reicht, in Anwendung bringen. Eines Tages aber sagtest du mir, ich sollte meinen Geliebten auf die Probe stellen, um zu erforschen, ob er wirklich von Herkunft und von Seele edel sei. «Gott gebe», riefst du aus, «daß er edel befunden würde», und du riethest mir und führtest dabei mehre Beispiele an, ich sollte ihn sowol durch Gespräche als auch durch Musik erproben. Dies scheint mir schwierig; ich fürchte, es wird mir nicht gelingen, mich auf diese Weise über seine Gesinnung und seine sonstigen Eigenschaften zu vergewissern. Gibt es denn kein anderes, leichteres Mittel, das du mir empfehlen könntest?" — „O Mâhi-Scheker", antwortete der Papagai, „das Gespräch ist ohne Zweifel die leichteste Weise, sich über Jemandes Charakter und Denkungsart zu unterrichten. Man kann auch durch allerlei Listen Jemanden ausforschen, doch möchtest du dazu wol nicht im Stande sein. Bist du daher glücklich bei deinem Geliebten angelangt, so beginne nur bald ein Gespräch. Ein Sprichwort sagt: «Ein jedes Gefäß schwitzt von Dem aus, was darin ist»; in ähnlicher Weise offenbart sich auch, was in des Menschen Herzen ist. Er kann sich nicht halten, sondern folgt seinen angeborenen Neigungen und redet wie seine Artgenossen. Verrieth doch ebenso auch der Schakal,

nachdem er sich mit vielem Geschwätz für einen Pfauen ausgegeben, doch am Ende, dem natürlichen Drange folgend, durch Geheul sein Herkommen."

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte Mâhi-Scheker, und der Papagai erzählte:

Geschichte des Schakals, der sich für einen Pfauen ausgab.

Es hatte einmal ein Schakal in der Nähe einer Stadt seinen Wohnsitz genommen. Derselbe pflegte, wenn es Abend geworden war, die Marktstraßen und Bazare der Stadt zu durchlaufen und sich Stückchen Brot und Knochen aufzulesen, welche er fraß. Als er damit geraume Zeit sein Leben gefristet hatte, fand er, da er eines Abends wieder auf den Marktstraßen seine Nahrung suchte, eine Färberei offen. Er trat hinein und lief, nach Fraß forschend, auf und ab, bis er in eine in die Erde gegrabene Färberkufe fiel. Mit unendlicher Mühe und Noth gelang es ihm, sich daraus zu erretten; aber alsbald fiel er in eine zweite Kufe, dann in eine dritte, und als er wieder zur Thür hinauskam, war er wol in funfzehn verschiedenen Kufen gewesen. Die mannichfaltigen Farben machten ihn zu einem seltsamen Anblick; er war ein Fabelwesen, ein Wunderthier geworden.

Die reißenden Thiere und das Wild des Feldes betrachteten ihn nunmehr mit Erstaunen, und da sie nicht wußten, was sie aus ihm machen sollten, so glaubten sie ihn mit großer Ehrfurcht behandeln zu müssen. Der Schakal bemerkte dies bald und antwortete Denen, die ihn nach seiner Herkunft befragten: „Man heißt mich einen Pfauen des höchsten Himmels.“ — Er mied jede Unterhaltung mit gemeinen und niedrigen Leuten, und enthielt sich durchaus aller Gemeinschaft mit den Schakalen, seinen Geschlechtsgenossen. Also suchte er sich wichtig zu machen, und dies gelang ihm so gut, daß die wilden Thiere ihn als ein Wunderwesen zum Fürsten über sich setzten, ihm die Herrschaft über jene Gegend antrugen und sich seinen Geboten und Verboten unbedingt unterwarfen.

Der Schakal machte nun den Löwen, den Tiger, den Leoparden, die Hyäne und andere gewaltige Thiere der Art zu seinen Hofleuten; er gab einem Jeden ein besonderes Amt, und bestimmte dann auch die andern Thiere, sowol die fleischfressenden als auch die sich von Pflanzen ernährenden, je nach ihrem Range zu besondern Diensten. Auf diese Weise schuf er sich einen glänzenden Hof. Keins von jenen Thieren wußte, wie es mit ihm daran war, und sie gehorchten ihm voll Staunens als dem Pfau des höchsten Himmels.

Indessen sannen sie vielfach über das Räthsel seines Ursprungs nach und wünschten auf irgendeine Weise etwas darüber zu erfahren. Besonders die Löwen, welche früher das Herrschergeschlecht gewesen waren und von Vätern und Ahnen her die übrigen Thiere in Unterwürfigkeit gehalten hatten, sprachen unter sich: „Dies Thier von unbekannter Abkunft mag sich immerhin einen Pfauen des höchsten Himmels nennen; sind aber auch seine Vorfahren Könige gewesen? Wer weiß etwas davon?" — Also begannen sie die Herrscherrechte des Schakals anzugreifen, und suchten ein Mittel, die Wahrheit an den Tag zu ziehen.

Darüber verfloß einige Zeit. Als aber eines Abends der Schakal auf seinem Throne Platz genommen hatte, und die Stützen des Reichs, die hohen Beamten, in Reihe und Glied vor ihm standen, da fing eine Menge von Schakalen, welche in einem benachbarten Garten eingedrungen waren, nach altgewohnter Weise zu heulen an. Sowie nun der König das Wahrzeichen seiner Art vernahm, da schwollen ihm die Adern des Instincts, er stimmte auf dem Sitze des Herrscherthums in das Geheul ein und füllte mit seinem Geschrei die ganze Gegend.

Die wilden Thiere hörten die Stimme des Schakals und bemerkten nunmehr, mit was für einem Hund sie es zu thun hatten. Da die Far-

ben auf dem Pelze des Usurpators nicht ätherisch waren, so war damit das Räthsel gelöst; das Geheimniß kam an den Tag, der Schakal wurde als Das, was er war, erkannt. Kaum war aber dies geschehen, als der Löwe sich auf ihn losstürzte, ihn in Stücke riß und sich selbst auf den ihm von seinen Vorfahren angestammten Thron niederließ.

„Du siehst hieraus“, fuhr der Papagai fort, „daß jedes Wesen an seinem Ursprunge haftet, und daß eine jede zufällige Tünche verlorengeht. Es fällt mir eben noch eine zweite Geschichte ein, welche sich auf denselben Gegenstand bezieht. Wenn du wünschest, so erzähle ich sie dir. Du kannst dir daraus eine List merken, die dir nützlich sein dürfte.“

„Was ist das für eine Geschichte?“ fragte Mâhi-Scheker, und der Papagai erzählte:

Der Esel in der Löwenhaut.

Vor alten Zeiten lebte einmal ein Kaufmann, welcher große Reichthümer besaß. Indessen gingen nach dem Rathschluß des Allmächtigen seine Ge-

schäfte von Tag zu Tag rückwärts, sodaß er am Ende nichts mehr in der Welt als einen Esel besaß und selbst um sein Brot betteln mußte. Da er nun sein Thier nicht ernähren konnte, wurde dasselbe so mager und schwach, daß es sich kaum zu bewegen vermochte. Da dauerte es ihn seiner. „Anstatt ihn hungern zu lassen", sprach er, „will ich ihn doch lieber zum Grasen ins Freie hinausschicken. Das wird ihm gut thun."

Als er sich nun mit dem Thiere aufmachen wollte, fiel ihm ein, daß bei desselben großer Schwäche die wilden Thiere draußen ihm zu Leibe gehen und es umbringen möchten; um zu verhüten, daß ihm etwas zuleide geschehe, holte er ein Löwenfell her, welches er zufälligerweise besaß, bekleidete es damit und ließ es so ins Freie laufen.

Die wilden Thiere alle, welche den Esel in diesem Anzuge erscheinen sahen, hielten ihn für einen Löwen und ergriffen vor ihm die Flucht. Also verstrich einige Zeit, und er wurde gewaltig fett. Eines Tages führte ihn sein Weg an einem Weinberge vorüber, in welchen er hereintrat. Die Winzer sahen ihn und flüchteten schnell auf einen Baum, denn sie zweifelten nicht, daß sie mit einem Löwen zu thun hätten. Der Esel aber hub rechts und links, was er an Kräutern fand, zu fressen an. Inzwischen kamen außerhalb des

Weinbergs einige seiner Brüder vorüber und schrien im Gehen zusammen. Kaum aber hörte der mit der Löwenhaut die Stimme seiner Artgenossen, als er sich nicht halten konnte, sondern ebenfalls sein widerwärtiges Geschrei erschallen ließ. Nachdem der Eigenthümer des Weinbergs diesen Laut vernommen, wußte er nunmehr, daß er nur einen Esel vor sich habe, den ein listiger Mann verkleidet; er stieg demnach rasch von dem Baume herunter, nahm ihm die Löwenhaut ab und legte ihm statt ihrer unter vielen Schlägen den Tragsattel auf, um ihn alsdann Lasten schleppen zu lassen.

„Die Aeußerungen also, o Mâhi-Scheker", fuhr der Papagai fort, „deuten überall auf die innern Eigenschaften. Willst du nun deines Freundes Charakter erforschen, so zögere nicht länger, sondern eile zu ihm und beurtheile sein Herz nach den Reden, die aus seinem Munde kommen."

Mâhi-Scheker trat nunmehr, um sich aufzumachen, aus dem Zimmer; aber siehe da, schon war es Morgen geworden, und die Erdenwelt — und das Himmelszelt — wurden schon vom Lichte der Sonne erhellt. — Auch diese Nacht blieb also

ihr Begehren unerreicht, und sie mußte sich auf die folgende vertrösten.

Nun weicht, ihr armen Leute, weicht!
Und sei es euch gesagt,
Es hat der hohe Divan
Auf morgen sich vertagt!

Vierundzwanzigster Abend.

Mit tausend Nöthen harrte die junge Frau abermals bis zum Abend, und trat dann wieder zu dem Vogel, welchen sie anredete: „O Papagai, deine Worte bezeugen deine Freundschaftlichkeit wol, aber deine Thaten sind nicht mit ihnen im Einklange. Oder ist es etwa deine Absicht, meine Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände zu lenken, und mich so von meinem Geliebten fernzuhalten? Du sprichst mir immer von dem Wege des Anstandes und der Ehre; aber die Liebe macht ihre Adepten von diesen Fesseln frei, denn Unverschämtheit ist ihre erste Stufe. Meinst du etwa, ich fürchte mich vor dem Tadel der Welt?

Tadelnd sprichst du, meines Namens
  Ehre hab' ich bloßgestellt;
Freund nennst du dich mir, und du gabst
  Preis mein Haupt dem Hohn der Welt.

Ich werde darum deine Worte gar nicht mehr beachten und dir nichts mehr sagen, wie ich meinen Wunsch zu erreichen denke!“

Nachdem sie dies und noch manches andere kränkende Wort ausgesprochen, antwortete der Papagai: „Was ist dir, o Mâhi-Scheker? Findest du meine Aufrichtigkeit bitter? Es gibt drei Dinge in der Welt, welche den Menschen verächtlich machen, nämlich Eigensinn, Zorn und Stolz; der erste führt zu Hohn und Spott, der zweite zieht Reue nach sich, und der dritte bringt Feindschaft zuwege. Wenn du mir zürnst, so wirst du es hernach bereuen, denn ich bin dein getreuer Knecht, und bemühe mich nach besten Kräften, dich auf leichte Weise mit deinem Geliebten zusammenzuführen, gleichwie sich Mahmûra mit Ajas und Selîma mit Sâlim zusammenfanden.“

„Was ist das für eine Geschichte?“ fragte Mâhi-Scheker, und der Papagai hub an:

Geschichte von Ajas und Mahmûra.

Wie man erzählt, war einst in Sîstân ein mächtiger König. Derselbe hatte drei Veziere, von denen der erste eine Tochter Namens Mahmûra, der zweite dagegen einen Sohn Namens Ajas besaß. Die beiden Väter hatten früh die Kinder miteinander verlobt, und Ajas und Mah-

mûra genossen den Unterricht in derselben Schule. Es sah wol so aus, als lernten sie dort etwas; aber innerlich beschäftigten sie sich nur mit dem Studium von Leila und Medjnûn, d. h. sie waren von der heißesten Liebe füreinander entbrannt. Allmälig wuchsen sie heran, Ajas wurde ein Jüngling und Mahmûra trat in das bräutliche Alter. Die Väter kamen nun zusammen und beschlossen, ihre Kinder, als nunmehr erwachsen, miteinander zu verheirathen, und es wurden demnach die Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen.

Während man aber damit beschäftigt war, starb nach dem Rathschluß Gottes die Frau des dritten Veziers. Dieser begab sich nun zu dem Könige, meldete ihm das Ereigniß und sprach: „O König, der Tod meiner Frau setzt mich in große Verlegenheit, denn ich habe jetzt Niemanden, der mein Hauswesen lenken könnte. Ich bitte dich daher um die Gnade, du wollest dem Großvezier befehlen, daß er mir seine Tochter Mahmûra zur Frau gebe; diese Heirath würde meinen Vermögensumständen wol wieder aufhelfen." — Der König fand dies angemessen, weshalb er sofort den Großvezier herrufen ließ und ihm befahl, dem jüngsten Vezier seine Tochter zur Frau zu geben. Der Großvezier wagte weder hierauf mit Nein zu antworten, noch auch dem Könige vorzustellen, daß das Mädchen schon verlobt sei, sondern er unter-

warf sich einfach dem Befehle, und bereitete sich vor, an einem Tage von guter Vorbedeutung seine Tochter mit dem Vezier Hochzeit halten zu lassen.

Als Ajas diese traurige Nachricht vernahm, wurde er sterbensbetrübt; er kam der Verzweiflung nahe, und vom Weinen bei Tag und bei Nacht wurden ihm die Augen trübe. Er hatte aber einen jüngern Bruder mit Namen Sâlim, welcher die Tochter des jüngsten Veziers, Selma, so sehr liebte, daß er von Leidenschaft ganz matt und mager geworden war. Die beiden Brüder saßen nun zusammen und klagten einander ihre Leiden. „Mein Bruder", rief der Aeltere aus, „mit eigenen Augen anzusehen, wie der Vezier meine Mahmûra zur Frau nimmt, das ist mir unmöglich! Besser freiwillig die Heimat meiden — als gezwungen Herzweh erleiden! — Besser in fremde Länder gehen — als die Braut in Anderer Armen sehen! — Mit einem Worte, ich ertrage dies Elend nicht; entweder bringt mich der Schmerz um, oder ich laufe davon! Nur möchte ich mit meinen irdischen Augen noch einmal meine Geliebte ansehen; wenn mir dies zutheil wird, da werde ich nicht klagen. Dann verlasse ich gern das Land, und gehe, wohin mich das Schicksal führt." — „Du hast Recht, mein Bruder", antwortete Sâlim, „Liebesgram macht den Menschen wahnsinnig, von

Geduld ist da nicht die Rede. Weißt du aber auch von meinem Herzeleid? Ich liebe die Selîma, die Tochter des Veziers, welcher deine Mahmûra zu heirathen im Begriff steht, und auch das Mädchen liebt mich; aber wenn du in die Fremde gehst, da lasse ich dich nicht allein, sondern begleite dich unfehlbar, ob ich auch dadurch aus der Nähe meiner Geliebten gerissen werde. Ich lasse das über mich ergehen und sehe es als eine Schickung Gottes an. Es ist aber gut, daß wir uns nicht übereilen, und du solltest dich deshalb soviel als möglich zu fassen suchen. Gott ist reich an Barmherzigkeit, und bis zur Hochzeitsfeier hat's noch Zeit. Die Gelehrten sagen: «Ueber Nacht kommt Rath», und du kennst den Vers, der von den Vätern uns überliefert worden ist:

Zu Rosse sitzt die schöne Braut — *)
Glück auf, wem sie wird angetraut!

Bedenke auch den arabischen Spruch:

Sei nicht betrübt, du Heimgesuchter, Armer!
Verborgne Gnaden hat der Allerbarmer.

---

*) Um im feierlichen Aufzuge zu ihrem Verlobten geführt zu werden. Ob er sie nachher umarmen wird, oder ein Anderer, das hängt vom Schicksal ab.

Wir werden bald in irgendeiner Art die göttliche Gnade sich offenbaren sehen."

„Deine Worte", antwortete Ajas, „sind sehr tröstlich; aber kann etwas, das der König befohlen hat, ungeschehen bleiben? Es gibt keine Arznei gegen diesen meinen Schmerz! Drum möchte ich nur noch einmal Mahmûra's Gesicht sehen und erfahren, ob sie mich noch liebt wie sonst; dann nehme ich von ihr Abschied, und wenn ich nachher umkomme, was liegt mir daran? Also habe ich beschlossen." — „Dein Wunsch", antwortete Sâlim, „ist leicht auszuführen; wie du weißt, besteht hierzulande eine alte Sitte, wonach die Braut, nachdem der Bräutigam sich in das Harem begeben, zu der Grabkapelle des Aschykresân-Dèdè hinausgeführt wird. Man läßt sie dort allein, und sie verrichtet zwei Kniegebete, um dann eine glückliche Ehe und Alles, was sie sonst auf dem Herzen hat, vom Himmel zu erflehen. Das gibt dir die schönste Gelegenheit; darum laß uns schon bei Tage hingehen und uns in einem Winkel der Grabkapelle verstecken! Wenn dann Mahmûra kommt, so sagst du ihr, du wollest von ihr Abschied nehmen, und des Uebrigen müssen wir uns in Alles finden, was uns Gott sendet." — Mit diesem Vorschlage war Ajas einverstanden.

Am Tage vor der Hochzeitnacht begaben sich also die beiden Brüder nach der bewußten Grab-

kapelle und hielten sich darin versteckt. Als aber am Abend der Vezier in die Gemächer der Braut getreten war, wurde Letztere, der Sitte gemäß, hinausgeführt und nach der Kapelle geleitet.

Es war, als an das Grab sie trat,
Die Paradieses-Süße,
Als ob aufs Haupt des Heiligen sich
Ein Lichtglanz niederließe.

Allein ging sie in die Kapelle, und nachdem sie die beiden Kniebeugungen gebetet, sprach sie mit emporgehobenen Händen: „O du Schöpfer der Welt — du, der das Menschengeschlecht ernährt und erhält — du, der du zum Jakob den Joseph ließest wiederkehren — und der du gern willst erhören — der Flehenden Begehren — der du in des Nimrod's Glut — den Abraham hieltest in deiner Hut — und für ihn im Flammenschein — erblühen ließest einen Rosenhain — o du, auf dessen Befehl — der Widder sich stellte zum Opfer für Ismael — der du für den Adam die Eva bereitetest — und zur Suleicha den Joseph leitetest — o du, der liebend die Welt beglückt — und den der herrlichste Name schmückt — befreie mich von der Noth — die mir durch die Ehe mit diesem Veziere droht — und laß mich dem Ajas zutheil werden, dem nach mir sich sehnenden, mich beglückenden — durch seine Liebe mich ent-

zückenden. — Wo nicht, so nimm meine Seele — auf daß ich nicht länger mich quäle!" — Also sprach sie und hub bitterlich an zu weinen.

Als Ajas dies von warmer Liebe eingegebene Gebet aus dem Munde seiner theuern Mahmûra in dem Winkel der Grabkapelle vernommen hatte, sprang er hervor und rief aus:

„Sieh des Mahls verbotne Frucht
In dem Garten Eden dieser Wangen!
Wahrlich, ich verzeih' es Adam,
Daß er nicht gezügelt sein Verlangen!"

Mahmûra aber hatte ihn kaum erblickt, als beide Liebende sich in den Armen lagen und gemeinschaftlich unsaglich demüthige und flehentliche Gebete zu dem Allmächtigen hinaufschickten. Dann aber raffte Mahmûra sich auf und sprach: „O Ajas, Weinen führt uns zu nichts; laß uns lieber eine Vorkehrung treffen, um diese Sachen auf guten Weg zu leiten." — „Ach", erwiderte Ajas, „nur der Tod heilt diesen Schmerz." — Sâlim aber, der die Unterhaltung mitangehört hatte, trat jetzt näher und sprach: „Wenn ihr nur damit einverstanden wäret, so hätte ich schon ein Auskunftsmittel in Bereitschaft. Wollt ihr wissen, welches? Mahmûra legt ihre Edelsteine, ihre Schmucksachen und Kleider ab und zieht dafür die meinigen an. Ich werde mich dann mit den ihrigen bekleiden,

ihre Kostbarkeiten anlegen und mich ganz und gar in bräutlichen Staat versetzen. Wenn dies geschehen, kehre ich mit den Leuten, welche die Mahmûra hergeführt, nach dem Palast des Veziers zurück, lasse mich daselbst in dem Brautgemach nieder und halte den Vezier einige Tage unter allerlei Vorwänden hin, während welcher Zeit ihr die Stadt Ghilân jenseit der Grenze zu erreichen sucht. Gelingt es mir dann nachher, mich durch irgendeine List aus des Veziers Händen zu befreien, da treffe ich wieder zu euch; werde ich dagegen festgehalten, da stehe Gott mir bei. Wenigstens habe ich euch da zur Erreichung eurer Wünsche verholfen und ein paar Tage lang das Glück genossen meine geliebte Selîma zu sehen. Soll ich nachher sterben, so schmerzt mich der Tod nicht."

Mahmûra und Ajas fanden den Rath des Sâlim verständig; Erstere entkleidete sich rasch und legte ihre Gewänder dem Sâlim an. Nun war aber Sâlim ein Jüngling von reizender Jugendlichkeit — der Phönix seiner Zeit — an Schönheit und Lieblichkeit — dessen Zuckerlippe schwärzliches Ameisengewimmel*) noch nicht bedeckte — dessen Wangenspiegel der Schriftzeichen*) Rost

*) Der Schnurr- und Backenbart.

noch nicht befleckte. Mit den Brautkleidern angethan, trat er nun heraus und wurde von dem Geleit der Mahmûra dem Brautgemach im Hause des Veziers zugeführt. Dieser Niederträchtige suchte sich ihm dann zu nähern; er aber wehrte ihm auf so hochfahrende Weise, daß er ungehalten seine Tochter Selîma herrief und derselben den Ungehorsam der Braut klagte. „Nimm sie“, sprach er, indem er ihn ihr übergab, „in dein Zimmer und vermahne sie auf deine Weise tüchtig, daß sie zuthunlicher werde.“

Selîma kam ihres Vaters Befehle nach und führte den Sâlim in ihr Zimmer — es war wie wenn am Himmel Mond und Jupiter in Einem Sternbilde zusammentreffen! In dem Gemache hub sie dann, wie ihr Vater gesagt hatte, den Jüngling zu vermahnen an, bis dieser die Geduld verlor und sich ihr zu erkennen gab. Sie sah ihm nun schärfer ins Gesicht und warf sich, wie der Schatten vor der Sonne, ihm zu Füßen, auf welche sie Augen und Stirn drückte. Nachdem sie darauf vielfach den Herrn gepriesen hatte, rief sie aus: „Du Mond im Sternbild der Lieblichkeit, also hat der Weltenherr, der reiche, dich mir beschert? Am Himmel hab' ich dich gesucht und auf Erden hab' ich dich gefunden. Du meiner Augen Lust — du Wonne meiner Brust — o Sâlim, sprich, was ist hier geschehen?“

Sâlim erzählte ihr nun die Geschichte des Ajas und der Mahmûra von Anfang bis zu Ende und fügte hinzu, er sei entschlossen, mit den beiden Liebenden zusammen zu entfliehen. „O Sâlim", antwortete Selîma, „du bist mein einziger Wunsch, mein einziges Streben auf Erden! Da die Huld des Höchsten sich an uns so deutlich offenbart hat, so schließen wir am besten uns Beide dem Ajas und der Mahmûra an, und wir fliehen dann zu Vieren."

Damit stand sie auf, raffte Alles, was sie selbst und ihr Vater an Gold und Kleinodien besaß, zusammen und eilte mit ihrem Geliebten nach der Kapelle des Aschykresân Dèdè, wo sie die beiden Andern noch vorfanden. Alle Vier machten sich dann auf und gelangten bis zum folgenden Morgen nach einer Stadt, welche dem Könige von Sîstân nicht mehr unterworfen war. Daselbst ließen sie sich nieder, boten die Kostbarkeiten, die sie mitgebracht hatten, feil und beschäftigten sich mit Handel und Wandel. Bald hernach aber heirathete Ajas die Mahmûra und Sâlim die Selîma, und Alle verbrachten den Rest ihrer Tage in Lust und Freude.

Damit schloß der weise Papagai seine Erzählung. „O Mâhi-Scheker", fuhr er dann fort, „siehe, mein einziges Begehren ist, daß du ebenso deiner Wünsche theilhaftig werden mögest. Dergleichen Veranstaltungen gelingen aber nur, wenn beide Liebende verständig sind und wenn ihr Plan ausführbar ist. Wo aber der Eine klug, der Andere thöricht ist, da geht aus solchen Unternehmungen nichts Gedeihliches hervor. Daher sollte man einen Menschen, dem es an Verstand fehlt, einen Einfältigen, nicht einmal zum Freunde, geschweige denn zum Geliebten machen. Denn ein dummer Freund ist wie ein stets drohendes Unglück; sagt doch auch das Sprichwort: «Ein kluger Feind ist besser als ein dummer Freund.» Freilich, o Mâhi-Scheker, ist dein Verstand, der helle — von der Weisheit Lebenswasser eine Quelle — und für der Klugheit Perlen eine Fundstelle — es ist deines Mundes Schatzkästlein — gleich einem Schrein — voll von köstlichem Edelgestein; — wenn aber deine Zunge der Weisheit Thau aussprüht, und dein Geliebter diesen Lenzregen in seines Herzens Muschel auffängt, wie schön, wenn da kostbare Perlen bei ihm zum Vorschein kommen! Wo nicht, da ist es klüger, du ziehst dich gleich von ihm zurück."

„Mein zärtlicher Rathgeber", antwortete die Frau, „jetzt erst fange ich an, deinen ganzen Werth

zu erkennen, deine Treue wird mir erst jetzt recht klar. Ich bitte dich, zürne nicht über mein Benehmen, und nimm nicht übel, was ich von Liebesschmerz getrieben dir gesagt habe. Enthalte mir vielmehr auch ferner deine treuen Rathschläge nicht vor, und bemühe dich, mich auf leichte Weise mit meinem Freunde zu vereinigen. Wahrhaftig, ob er klug oder dumm, davon weiß ich nichts; sage mir doch, woran soll ich merken, ob er Verstand hat oder nicht." — „Es gibt viele Mittel und Wege", erwiderte der Papagai, „den Verstand eines Menschen zu erproben; am leichtesten aber geschieht es in der Weise einer mir bekannten Geschichte, welche ich schon oft in ähnlicher Weise mir zunutze gemacht habe."

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte Mâhi-Scheker, und der Papagai erzählte:

Geschichte der schönen Zohra.

In der Stadt Kâbul lebte einst ein großer Kaufherr, der eine Tochter, Namens Zohra, besaß. Dieselbe war im Sternbild der Huld und Wonne — die glänzende Sonne; — der volle Mond — der an der Schönheit Horizonte thront — an Reiz und Lieblichkeit — ohne Gleichen weit und breit.

Oft wurde sie von den Angesehenen des Reichs

und den Großen zur Ehe begehrt; ihr Vater aber schlug alle diese Anträge aus; „denn“, sagte er, „ich gebe meine Tochter nur einem vollkommen verständigen und einsichtsvollen Manne.“

Die Kunde von ihrer Schönheit und der Schwierigkeit, ihre Hand zu gewinnen, verbreitete sich unterdessen über alle Länder ringsumher und gelangte auch zu den drei Jünglingen, Dilnowâz, Rachsch-Sâz und Tîr-Endâz geheißen, welche in einer benachbarten Stadt lebten. Dieselben begaben sich nach Kâbul, traten daselbst mit der Behauptung auf, daß sie an Verstand und Geschick unübertroffen seien, und verlangten die Zohra zur Frau.

Der Kaufmann fragte sie nun, in was ihre eigenthümliche Geschicklichkeit bestehe, worauf zunächst Dilnowâz antwortete: „Ich habe einen so scharfen Verstand, daß ich Alles, was auf dieser Welt geschieht, durchdringe und sogar was sich in weiter Ferne und in der Tiefe der Gedanken gestaltet, erkenne.“ — Rachsch-Sâz sprach darauf: „Ich bin ein geschickter Meister in der Talismanenkunde; ich kann ein Fuhrwerk in Gestalt eines Pferdes verfertigen, mit welchem ein Mann, der es besteigt, den Weg eines Monats an einem Tage zurücklegt.“ — Endlich sprach Tîr-Endâz: „Ich bin so ausgezeichnet im Pfeilschießen, daß ich nie fehle.“ — Der Kaufmann antwortete ihnen: „Ge-

duldet euch einige Tage, daß ich eine Wahl treffe; wem von euch das Schicksal meiner Tochter bestimmt hat, der soll sie haben, denn unter euern Künsten ist keine, die man verwerfen möchte."

Einige Tage darauf verschwand aber nach dem Rathschluß Gottes das Mädchen bei Nacht aus dem Hause. Der Vater suchte sie am folgenden Morgen überall, konnte aber keine Spur von ihr entdecken. Als er endlich sah, daß seine Bemühungen umsonst waren, suchte er die neuangekommenen drei jungen Männer auf und sprach zu ihnen: „Ihr Jünglinge, die ihr so unvergleichliche Künste zu verstehen meint, diese Nacht ist meine Tochter Zohra aus dem Hause verschwunden, als wäre sie zu dem Sohrastern am Himmel aufgestiegen. Nun bethätigt einmal eure Geschicklichkeit und macht mir ausfindig, wo sie sich befindet!"

Die drei Jünglinge vernahmen diese Nachricht und sannen eine zeitlang vergeblich nach. Endlich sprach Dilnowâz: „Ich will einmal danach ausschauen." — Dann zog er sein Gewand über den Kopf und blieb eine zeitlang in Nachdenken versunken, worauf er sich wiederaufrichtete und sprach: „Das Mädchen ist von Feen entführt worden. Dieselben haben es auf die und die Insel gebracht und behüten es an einem wohlbefestigten Orte. Für Menschen ist es unmöglich, dahin zu gelangen." — „Wenn Jemand", sprach darauf

Nachsch-Sâz, „auf das von mir mit Zaubersprüchen bereitete Reitthier stiege, so würde er binnen einer Stunde an Ort und Stelle sein; aber wer vermöchte, dort angelangt, die Zohra zu befreien und wegzuholen?" — „Gib mir nur das Reitthier", antwortete Tîr-Endâz, „ich bringe das Mädchen schon her."

Das Zauberthier wurde also dem Tîr-Endâz vorgeführt. Dieser bestieg es, ließ sich nach dem Berge, auf dem sich das Mädchen befand, hintragen, kämpfte einen hartnäckigen Kampf und überwand endlich, nachdem er gewaltig mit seinen Pfeilen geschossen, den Div, den Beherrscher der räuberischen Feen. Alsdann nahm er die Zohra und brachte sie zu ihrem Vater zurück.

Nun aber erhob sich unter den drei Jünglingen ein großer Zwist; ein Jeder behauptete, daß das Mädchen ihm zukomme, und so stritten sie hin und her.

„Diese Geschichte", fuhr der Papagai die junge Frau ansehend fort, „erzähle doch dem vornehmen Jünglinge, deinem Freunde, und frage ihn, wem von den Dreien das Mädchen gebühre. Dabei wird sich schon zeigen, ob er klug und verständig ist." — „Aber erst", entgegnete Mâhi-Scheker,

„sage du mir, wem sie zukommt; nur dann kann ich ihn auf die Probe stellen.“ — „Wie ich dir“, antwortete der Papagai, „diese Geschichte erzählte, kam mir noch eine andere von ähnlichem Inhalt in den Sinn, die will ich dir auch mittheilen und dir dann für beide zugleich angeben, wie sie zu verstehen sind. Dann weißt du, was du zu thun hast, um deinen Geliebten zu erforschen.“

„Was ist das für eine Geschichte?“ fragte Mâhi-Scheker, und der Papagai erzählte:

Geschichte von den vertauschten Köpfen.

Wie man erzählt, machte einst ein indischer Königssohn eine weite Reise und erfuhr, da er sich das Land ansah, viel Seltsames und Wunderbares. Eines Tages führte ihn sein Weg an einem Götzentempel vorüber, in den er hineinsah. Zufälligerweise erblickte er darin ein außerordentlich schönes Mädchen, wie ein mal und nicht wieder zur Welt kommt. Sofort entbrannte er von der heißesten Liebe und rief aus: „Wenn mir das Glück zutheil wird, dies Mädchen zu gewinnen, da will ich mich selber in diesem Tempel opfern.“ — Als einer seiner Diener ihm darauf mittheilte, das Mädchen sei die Tochter des und des Königs, da kehrte er sofort zu seinem Vater zurück, welchem er das Begegniß erzählte. „Wenn“, so schloß er,

„du keine Botschaft an jenen König sendest und um das Mädchen für mich anhältst, da nehme ich mir selbst das Leben."

Der Vater zögerte nicht, auf die Bitte seines Sohnes einzugehen. Er schrieb daher Briefe an den Vater des Mädchens, durch welche er in höflicher Weise für seinen Sohn um dasselbe anhielt. Diese Briefe übergab er nebst reichen Geschenken dem Letztern, um sie selber hinzubringen.

Nachdem der Königssohn angelangt war, überreichte er dem Vater des Mädchens die kostbaren Geschenke und die Briefschaften; der fremde König nahm dieselben huldvoll an und willigte sofort in die Ehe ein. Seiner Wünsche theilhaftig, verweilte der Königssohn noch eine zeitlang an jenem Orte und machte sich dann auf, um in sein Vaterland heimzukehren. Der König gab seiner Tochter eine reiche Aussteuer, und so begab sie sich mit Hab und Gut in Begleitung des Königssohns auf die Reise.

Nach einigen Tagen gelangten sie in die Stadt, in welcher der früher erwähnte Tempel sich befand. Als sie an demselben vorüberzogen, gelüstete es den Jüngling, ihn näher anzusehen. Er trat also begleitet von einem Priester, welcher in besonderer Gunst bei ihm stand und ihm auf allen seinen Reisen folgte, hinein. Wie er sich aber darin umsah, fiel ihm sein früher gemachtes Ge-

lübde ein und er fühlte sich verpflichtet, sein Versprechen zu lösen. Demzufolge trat er vor den Hauptgötzen; vor diesem hatte er nämlich sein Gelübde abgelegt, indem alle Opfergelübde dort nach Landesgebrauch abgelegt wurden. Daselbst sprach er:

„Treu dem Gelübde, das ich that,
Bring' ich dir dar mein Leben hie.
Der Edle stirbt dem Bunde treu
Und gern, er fehlt und strauchelt nie!"

Damit schlug er sein Haupt auf den tödtlichen Stahl und trennte es vom Rumpfe ab.

Es war aber nach Gottes Rathschlusse der Priester in diesem Augenblick nicht zugegen; er hatte sich nämlich in einen Winkel begeben, wo er nach der Brahmanen Weise dem Gottesdienste oblag. Als er sein Gebet beendigt, eilte er rasch nach dem großen Götzen, um dort den Königssohn zu treffen, und siehe da, er fand ihn an der Opferstätte, mit Blute befleckt — mit geröthetem Staube überdeckt — von des Geschickes Henkershand zu Boden gestreckt!

Hier lag der Rumpf und dort der Kopf,
Der Turban hier und dort der Schopf.

Als der Brahmane den Königssohn in diesem Zustande sah, da war er nahe daran, den Verstand

zu verlieren. Außer sich vor Schmerz sprach er zu sich selbst: „Wenn ich nun erzähle, wie er sich selbst das Leben genommen, wer wird mir's glauben? Alle Welt wird sagen, mich, den Brahmanen, habe es nach der schönen jungen Frau gelüstet und deshalb habe ich ihn umgebracht; wenn mich also der Eine König nicht umbringt, so thut's gewiß der Andere. Doch sei dem wie ihm wolle: nachdem ich den Königssohn, der mich seit meiner Kindheit ernährt und mit Wohlthaten überhäuft hat, also ermordet gesehen habe, so geziemt es auch mir hinfort nicht mehr, auf der Erde zu leben. Ein mal sterben ist besser als tagtäglich vieltausend mal sterben." — Mit diesen Worten schwang auch er sein Haupt auf den Stahl, den wohlgespitzten — blutbespritzten — und trennte es von dem Rumpfe.

Inzwischen wurde der jungen Frau, welche draußen wartete, endlich die Zeit lang, weshalb sie sich aufmachte und gleichfalls in den Tempel trat, um sich darin umzusehen. Als sie nun an den großen Götzen kam, fand sie ihren Gemahl und den Brahmanen enthauptet daliegen. Dieser Anblick entsetzte sie und sie rief in äußerster Bestürzung: „Meinem Unstern, meinem Misgeschick wird alle Welt dies zuschreiben; es ist daher das Beste, ich opfere mich auch auf."

Also sprach sie und wollte sich eben auf das

im Opferhause angebrachte Schwert hinstürzen, als eine Stimme daselbst erscholl, welche sich also vernehmen ließ: „Du junges Weib reinen Wandels, laß ab vom Selbstmorde und nimm den wahren Glauben an; nachher hefte die Häupter dieser beiden Opfer wieder an ihre Leiber, wie sie früher waren, und sprich ein Gebet über ihnen. Der Allmächtige wird ihnen da aus seiner Gnadenfülle das Leben wiederschenken."

Kaum hatte die junge Frau diese Stimme gehört, als sie sich zu dem herrlichen Glauben Muhammed's bekehrte; alsdann legte sie die Köpfe mit den Leibern zusammen und sprach ihr Gebet, worauf augenblicklich der Erhabene, Allherrliche Beiden das Leben wiederschenkte. Nur hatte die Frau in ihrer übermäßigen Freude einen Irrthum begangen, indem sie den Kopf des Königssohns auf den Körper des Brahmanen und umgekehrt den Kopf des Brahmanen auf den Körper des Königssohns gesetzt hatte. Als sie nun neu belebt waren, da gehörten bei Beiden Kopf und Rumpf nicht zusammen und es entstand unter den Köpfen und Rümpfen ein heftiger Zwist.

„Nun", fragte hierauf der Papagai die Mâhi-Scheker, „war die junge Frau, von der ich dir

hier erzählt habe, dem Rumpfe des Königssohns mit dem Kopfe des Brahmanen, oder dem Kopfe des Erstern mit dem Rumpfe seines Freundes verheirathet? Das laß dir einmal von deinem Geliebten, dem vornehmen Jünglinge, beantworten!" — „O Papagai", antwortete Mâhi-Scheker, „erkläre mir dies, bevor ich meinen Freund auf die Probe stelle, denn erst dann bin ich dazu im Stande." — „Nun wohl", entgegnete der Papagai, „das Mädchen in der ersten Geschichte gebührt unter den drei jungen Männern dem Tîr-Endâz. Dilnowâz hatte allerdings ausfindig gemacht, wo sie war, und Rachsch-Sâz hatte das Wunderthier verfertigt; aber Tîr-Endâz setzte für ihre Befreiung Haupt und Leben aufs Spiel und trotzte um ihretwillen dem Tode. Aus diesem Grunde gebührt sie unfehlbar ihm. — Die junge Frau in der zweiten Geschichte aber ist dem Theile zuzusprechen, bei dem sich der Kopf des Königssohns befindet. Allerdings umarmt man sich mit dem Rumpfe, in welchem auch aller Genuß stattfindet; aber der Kopf ist das Haupt der Glieder, er birgt das Hirn und ist der Ursprung der Sinnesthätigkeit. Der Kopf verhält sich zu dem Leibe ungefähr wie der Reiter zu dem Rosse, er steht über ihm. Diese Erklärungen nun merke dir und nach ihnen stelle deinen Geliebten auf die Probe; stimmt seine Antwort damit überein, dann ist er verständig; spricht

er dagegen eine andere Ansicht aus, dann ist er ein Dummkopf. Aber der Morgen muß nahe sein, darum zögere nicht länger, sondern eile zu ihm; heute dürfte dein Wunsch dir zutheil werden!"

Aber schon war es Morgen geworden und schon bestrahlte der Sonne Licht die Welt. Mâhi-Scheker's Begehren blieb also abermals unerfüllt, und sie mußte sich auf den folgenden Abend vertrösten.

Nun weicht, ihr armen Leute, weicht!
Und sei es euch gesagt,
Es hat der hohe Divan
Auf morgen sich vertagt!

Fünfundzwanzigster Abend.

Als aber auch den folgenden Tag des Horizontes Schwarzkünstler der Sonne Zauberstein in seinem Munde verborgen halte, da trat die junge Frau alsbald wieder unter den Käfig und sprach: „Diesen Augenblick und ohne alle Zögerung muß ich zu meinem Geliebten eilen, darum, o Papagai, gedenke meiner in deinen Gebeten. Wie ich ihn, so liebt er natürlich auch mich; es ist genug, daß ich vom Liebesfeuer verzehrt werde, wenigstens meinen Getreuen will ich nicht in der Glut der Erwartung aufgehen lassen. Aus meiner Liebe, der wahren — Wonneborn, dem klaren — will ich ihn tränken — und in himmlische Lust — an seiner Brust — mich selber versenken. — Ich weiß, wie sehr er mich liebt; aber schon längst hat er nicht mehr nach meinem Ergehen gefragt, geschweige denn eine Zusammenkunft mit mir zu begehren ge-

wagt. Des Liebenden Wunsch zu erfüllen ist reine Menschlichkeit, auch kennst du den Ausspruch der Weisen, der da lautet: «Zwei Dinge sind's, durch die der Mensch seinen Edelmuth beweist, nämlich Wohlthun ohne Gegenfoderung und Treue ohne Falschheit.» Da ich mich nun zu den Edelmüthigen zähle, so will ich meinem getreuen Liebenden wohlthun, ohne etwas dagegen zu fodern, und ihm Treue ohne Falschheit beweisen. — Ihr antwortete der Papagai: „An Dem, was du da sagst, ist nichts auszusetzen; denn freilich gehört es zu den Eigenschaften des Edeln, seine Versprechungen zu halten. Aber sich übereilen, indem man seinen Zusagen nachkommt, ist doch verwerflich. Denn nach einem Ausspruch weiser Leute haben drei Dinge drei andere zur Folge, und zwar erstens die Zufriedenheit den Ueberfluß, zweitens das geduldige Ausharren in der Mühsal die Ruhe, und endlich drittens das aus reinem Herzen stammende Begehren die Wunscherfüllung. Darum strebe mit Besonnenheit nach der Zusammenkunft mit deinem Geliebten; also wird dir diese zutheil werden und auch dein Gatte Sâid dir nicht verloren gehen, wie die Tochter des Königs von Bâbil nicht blos einen Freund erwarb, sondern außerdem große Reichthümer gewann, sodaß sie Alles hatte, was ihr fehlte."

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte Mâhi-Scheker, und der weise Papagai hub an:

Geschichte von der Königstochter zu Bâbil und dem Brahmanen Ghalatnuma.

Wie man erzählt, lebte vor Jahren ein Brahmane, ein Jüngling von zartem Alter, mit Namen Ghalatnuma, der Sonne Strahlenfinger — die glühenden Weltbezwinger — an Schönheit erreichend — und im Kreise der reizenden Knaben dem Monde gleichend — der bei dunkler Nacht — am Himmel wacht — in glänzender Pracht. — Kurz, sein schönes Angesicht — hatte auf Erden seines Gleichen nicht — und das Ebenmaß seiner Glieder — fand sich bei keinem Zweiten wieder — sodaß Jeden, der ihn erblickte — Liebe zu ihm berückte.

Wie alle Jünglinge, so war auch Ghalatnuma unsteten Charakters, und da ihm die Ruhe nicht behagte, so durchreiste er die weite Welt, besuchte täglich andere Länder, und eilte ohne zu rasten von Stadt zu Stadt. In dieser Weise gelangte er auch nach der Stadt Bâbil, woselbst ihm Luft und Wasser so wohlbehagte, daß er längere Zeit dort verweilte.

Eines Tages machte er außerhalb der Stadt einen Spaziergang und trat in einen Garten, welchen er sich überall ansah. Nun war aber auch die Tochter des Königs von Bâbil in denselben Garten gekommen, und wie sie ihre Blicke hin-

und herschweifen ließ, da begegneten sich dieselben mit denen des Jünglings. Kaum war dies geschehen, als sie ihn schon aus tiefstem Herzensgrunde liebte. Auf ihn aber machte die Schönheitssonne des Mädchens dieselbe Wirkung, er verlor fast die Besinnung und hätte sogleich in seiner Leidenschaft für sie tausend mal sein Leben lassen mögen; dulden und sich beherrschen kannte er nicht mehr, sodaß er laut seufzend und stöhnend den Garten verließ. „Ach", sprach er,

„Schweres Leid, wahrhaftig, hat mein
Armes Herz betroffen,
Schweres Leid, davon Genesung
Nicht so leicht zu hoffen!

Auch im Traum nur darf mich ihre
Gegenwart entzücken;
Denn wol nimmer wird mein Auge
Wieder sie erblicken."

Er kehrte nun nach der Stadt zurück, wo er sich nach einer Arznei gegen seinen Schmerz umsehen wollte. Es lebte daselbst eine schlaue Betrügerin und Zauberin, die Meisterin aller ihrer Kunstgenossen, von denen Bâbil voll war. Sogar den Kârût und Mârût*) hätte sie zaubern lehren kön-

*) Zwei Engel, welche in Menschengestalt zur Erde herabkamen.

nen. Zu dieser begab sich Ghalatnuma, jedoch vermochte er aus Scham ihr nicht, was er auf dem Herzen hatte, zu sagen, und er blieb deshalb als Diener bei ihr. Nachdem also einige Monate verflossen waren, redete sie ihn eines Tages an: „Du in den Pfaden der Engel wandelnder — recht handelnder — mondgesichtiger — schöner, tüchtiger — Jüngling! Ohne Zweifel dienst du mir, weil du irgendeinen Wunsch hast, den du erreichen möchtest; so sage denn, was begehrst du? Ich will dir dazu verhelfen, denn deine Dienste haben mich beschämt!"

So huldvoll von der Zauberin angeredet, hub der Jüngling an zu weinen, warf sich zu ihren Füßen und erzählte ihr, daß er sich in die Tochter des Königs verliebt habe. „Um des Himmels willen", antwortete sie ihm, „ist das wol der Mühe werth, daß ein Mensch darum weint? Ich dachte, du würdest eine Goldmine oder Diamantengrube von mir verlangen! Ist denn dabei die mindeste Schwierigkeit? Zwei Liebende zusammenzubringen, ist für mich ebenso leicht wie ein Glas Wasser trinken." — Alsdann zog sie ein mit Talismanen verfertigtes kleines Siegel hervor und steckte es dem Ghalatnuma in den Mund, worauf er sofort die Gestalt eines schönen Mädchens annahm. Die Zauberin verwandelte sich dann selbst in einen Brahmanen und begab sich als solcher,

den Ghalatnuma mit sich führend, geradenwegs zum Könige, welchem sie ein Bittgesuch folgenden Inhalts vortrug: „O König, ich hatte einen einzigen Sohn, und dies ist meine Schnur. Nun hat es Gott über uns verhängt, daß mein Sohn in einer Nacht aus meinem Hause verschwunden ist. Ich habe lange nach ihm gesucht und geforscht, aber keine Spur von ihm auffinden können, und deshalb sehe ich mich jetzt genöthigt, meine Erkundigungen draußen fortzusetzen. Die junge Frau hier nun mitzunehmen, ist mir unmöglich, sie würde mir wie eine Fessel an den Füßen hängen; und da ich hier keinen Ort kenne, wo ich sie in sicherer Hut lassen könnte, so habe ich sie in deine erhabene Gegenwart geführt und flehe, du wollest sie bis zu meiner Rückkehr als Dienerin in dein Harem aufnehmen."

Der König von Bâbil, der die Zauberin für einen seiner Brahmanen hielt, ging ohne weiteres auf die Bitte ein. Er nahm den Ghalatnuma als junge Frau bei der Hand, führte ihn in das Harem und übergab ihn seiner Tochter mit den Worten: „Ich empfehle dir, sie mit aller Artigkeit zu behandeln." — Die Brahmanen sind nämlich die Priester der Heiden, und deshalb hielt es der König für durchaus nothwendig, die junge Frau artig zu behandeln.

Ghalatnuma war also nunmehr mit seiner Ge-

liebten, der Königstochter, in Einem Zimmer vereinigt. Das junge Mädchen erkannte ihn freilich nicht, aber den Befehlen ihres Vaters gehorchend, erzeigte sie ihm alle Höflichkeit, und mochte er essen oder trinken, aufstehen oder sitzen, sie trennte sich keinen Augenblick von ihm.

Eines Tages wurde Ghalatnuma unwohl, und man brachte ihn in das Krankenzimmer. Das junge Mädchen besuchte ihn dort, und da sie ihn sehr abgemagert fand, fragte sie ihn: „Meine Verehrteste, weshalb wirst du denn von Tag zu Tag magerer? Wünschest du etwas, so sage mir's doch!" — Ghalatnuma hätte nun gern seinen Zustand vor ihr geheimgehalten und geschwiegen, aber er konnte den flehentlichen Bitten des Mädchens nicht widerstehen. Des Lebens Sitz, des Herzens Grund — sandte ein Ach ihm in den Mund — und kaum erscholl dies Ach — als durch dasselbe tausendfach — seiner Liebe verborgene Gluten erwachten — und sich zu Flammen anfachten. — Er konnte also nicht umhin, die Wahrheit einzugestehen, und begann ihr Alles mitzutheilen, was ihm begegnet war. „An dem und dem Tage", sprach er, „begegnetest du im Garten einem jungen Menschen; würdest du den wol wiedererkennen, wenn du ihn jetzt sähest?" Da stieg in der Brust des Mädchens ein glühender Seufzer auf, und sie rief aus:

„Ob mein Aug' umsonst sich umschaut
Nach den reizend schönen Zügen,
Der Erinnrung Bild wird nimmer
Aus dem Busen mir verfliegen.

Seiner Schönheit Licht, sein Bildniß
Wird mein Aug', mein Herz bewahren,
Und doch sah ich ihn, den Holden,
Nicht seit Monden, nicht seit Jahren!

Allezeit steht meines Geliebten Bildniß mir vor Augen, weder bei Tag noch bei Nacht hat jemals der Gedanke an ihn mich verlassen."

Als Ghalatnuma dies hörte, nahm er das Siegel aus dem Munde, und zeigte sich dem Mädchen in seiner eigentlichen Gestalt. Sie hatte ihn kaum erblickt, als sie ihn erkannte und vor Freuden springend — lachend und singend — in seine Arme stürzte. Alsdann bat sie ihn um Aufklärung über die seltsame Begebenheit, worauf er ihr erzählte, wie er, nachdem er sie in dem Garten gesehen, sofort mit Liebesleid geschlagen worden sei, wie er sich in seiner Noth an das Zauberweib gewandt, und wie dieses ihm auf eine geschickte Weise zur Erreichung seiner Wünsche verholfen habe. Das Mädchen lobte und pries sowol die Zauberin als auch die Klugheit Ghalatnuma's, und die beiden Liebenden, die aufrichtigen — sehnsüchtigen — Freud' und Leid theilenden — nun unbelauscht zusammen weilenden — lebten selban-

der und hatten sich soviel zu sagen, daß sie gar kein Ende finden konnten.

Darüber verstrich einige Zeit. Wie es aber in dem Liede heißt:

Litt das Schicksal jemals, daß der
Liebe Wonne dauerte?
Hat es je verschont, verziehn,
Wo's auf Unheil lauerte?

also näherte sich auch ihnen die Zeit, wo in ihre Freude sich Schmerz mischen sollte.

Ein Sturm erhebt sich und durchwühlt
Des Gartens grüne Blätter,
Kein Knöspchen will es lächeln sehn
Das rauhe wilde Wetter.

Eines Tages ließ des Ghalatnuma Sonnenantlitz die Strahlen seiner Schönheit in das Innere des Palastes fallen, und wurde da zufällig von einem erwachsenen Sohne des Königs erblickt. Kaum war dies geschehen, als auch der Vogel seines Herzens ihm schon entflogen war, und er im Liebeswahnsinn sich an dem Weine der Leidenschaft für Ghalatnuma berauschte. Mit solcher Gewalt wirkte diese Liebe auf sein Herz, daß er in schmerzlichem Sehnen dahinschwand und an Ghalatnuma's Locken hing wie Medjnûn an der Leila.

Endlich sprach man von dieser Geschichte dem Könige, welcher seinen Sohn vor sich kommen ließ und ihn nach seinem Ergehen befragte. Ohne etwas zu verhehlen, erzählte der Prinz seines Herzens Geheimniß und schloß mit den Worten: „Wenn du mir die Ghalatnuma nicht zur Frau gibst, so bringt die Sehnsucht nach ihr mich unfehlbar ums Leben.“ — Der König gerieth hierbei in große Verlegenheit. „Wenn ich“, sprach er bei sich selbst, „dies meiner Obhut anvertraute Mädchen meinem Sohne zur Frau gebe, da misbrauche ich das Vertrauen des Brahmanen; gebe ich es ihm aber nicht, da entreißt ihn mir der Tod. Ihm zu gefallen will ich es doch einmal befragen.“

Er ließ also Ghalatnuma von dem Wunsche des Prinzen in Kenntniß setzen; derselbe empfing die Botschaft wie ein drohendes Unglück; er erkannte in ihr den Neid des Schicksals wegen des einige Tage lang genossenen Glücks. „Ich bin des Königs Magd“, antwortete er, „was der König mit mir zu thun gutfindet, dem vermag ich mich nicht zu widersetzen. Aber mein Schwiegervater ist, nachdem er mich hier in Obhut gegeben, ausgegangen, um meinen abwesenden Gatten aufzusuchen! Wenn nun mein Gatte lebte? Darf eine Frau wol zwei Männer haben? Wenn er todt ist, dann von Herzen gern! Ist es doch ein Königssohn!“

Der König billigte die Bedenken Ghalatnuma's; aber als der Prinz in seiner übermäßigen Leidenschaft endlich wahnsinnig wurde, da siegte die väterliche Zärtlichkeit. „Mein Sohn", sprach er, „ist aus Liebe zu dir wahnsinnig geworden, und ob dein Gatte todt ist oder lebt, ist ungewiß; vielleicht ist er todt, und dem Brahmanen, der dich hierherbrachte, sagen wir, daß wir nach dem Sprichworte: «Noth kennt kein Gebot», gehandelt haben; wir erzählen ihm von dem Zustande des Prinzen und suchen sein Mitleid rege zu machen, sodaß er sich zufriedengibt. Ob aber dies gelingt oder nicht, von meinem Sohne kann ich nicht lassen, und die Sache muß sich machen."

Bei so dringender Auffoderung konnte Ghalatnuma nicht umhin, sich einverstanden zu erklären; er erbat sich nur eine Frist von drei Tagen, welche ihm gewährt wurde. Er beeilte sich dann die Tochter des Königs, seine Geliebte, von der Angelegenheit in Kenntniß zu setzen. Das Mädchen erwiderte: „Da gibt es kein anderes Mittel als von hier zu entfliehen!" — Gesagt, gethan; kaum war es Abend geworden, als Beide den Palast verließen und nach dem Hause der Zauberin eilten, welcher sie erzählten, was sich mit ihnen begeben. „O Ghalatnuma", antwortete sie, „nimm jetzt das Siegel aus deinem Munde und stecke es in den des Mädchens. Durch seine eigenthümliche Kraft er-

scheint nämlich in dieser Weise ein Mann als Frau und umgekehrt. Das Mädchen hat bei Tage das Siegel im Munde zu führen, um überall für einen Mann zu gelten. Nur bei Nacht, wenn ihr euch zusammen unterhaltet, mag sie es herausnehmen."

Sie thaten, wie die Zauberin ihnen vorgeschrieben, und lebten in Lust und Freude. Im königlichen Palaste aber wurden sie am folgenden Morgen vermißt, und der König, dem man dies meldete, stellte überall die sorgfältigsten Nachforschungen an, ohne aber am Ende auch nur die mindeste Spur aufzufinden. „Ach", rief er da aus, „ich habe das Vertrauen des Brahmanen gemisbraucht, ohne Zweifel hat mich dafür dies Unglück betroffen, daß auch meine Tochter verschwunden ist! — An dem Erfolge seiner Bemühungen verzweifelnd, gab er endlich seine Nachforschungen ganz auf.

Einander beglückend und durch einander Glück findend, verbrachten nunmehr die beiden Liebenden eine lange Zeit, bis ihnen ihr Geld ausging. Sie eilten, dies der Zauberin mitzutheilen, welche ihnen antwortete: „Seid deshalb ganz unbekümmert. Sobald Das, was ihr noch in Händen habt, daraufgegangen, kommt zu mir. Es wäre mir leicht, euch einen ganzen Schatz zu überweisen; aber ich will erst deinen Vater aus der Unruhe ziehen, auf daß auch er Frieden habe."

Nach diesen Worten setzte sie den Ghalatnuma wie sich selbst in Brahmanengestalt und begab sich, das Mädchen zu Hause zurücklassend, mit ihm zum Könige, bei welchem sie als der Alte auftrat, welcher früher seine Schnur dem königlichen Harem anvertraut hatte. Sie überreichte dann dem Könige eine Bittschrift folgenden Inhalts: „O König, möge der Allmächtige dein Herrscherglück mehren! Gott sei gepriesen, im Schatten deiner Herrlichkeit ist das Suchen nach meinem Sohne erfolgreich gewesen; ich habe ihn gefunden und wohl und munter zurückgebracht. Hier steht er vor dir. So habe denn nun die Gnade und Gewogenheit und gib mir die Schnur zurück, die ich in deinem Gewahrsam gelassen."

Den König setzte das Erscheinen des Brahmanen außer Fassung; endlich antwortete er: „Das Mädchen, das du meiner Obhut anvertraut, ist zugleich mit meiner eigenen Tochter heimlich in einer Nacht aus dem Harem des Palastes verschwunden, und ich habe keine Ahnung, wohin sie gegangen sein mögen." — Bei diesen Worten des Königs zerriß die Zauberin den Kragen ihres Rockes, durchschnitt den Gurt, den sie um die Lenden geschlungen, warf die Mütze von ihrem Kopfe zum Erdboden und hub ein jämmerliches Klagegeschrei an. „Ein König", rief sie aus, „so meinte ich, sei zuverlässig; deshalb brachte ich die Schnur

hierher und vertraute sie deinem Harem an. Was soll es nun heißen, wenn du sagst, sie sei verloren? Kommt das Mädchen nicht zurück, da nehme ich mir das Leben!" — Aufs äußerste beschämt, gab nun der König der Alten 10,000 Goldstücke, bat sie flehentlich um Verzeihung und söhnte sich also mit ihr aus. Sie aber kehrte in ihre Wohnung zurück und übergab das Geld dem liebenden Paare mit den Worten: „Wenn dies hier ausgegeben sein wird, dann kommt nur wieder zu mir." — Also lebten Ghalatnuma und die Königstochter in Freude und Lust bis an das Ende ihrer Tage.

„Du siehst", fuhr der Papagai zu Mâhi-Scheker gewendet fort, „wie die Tochter des Königs von Bâbil hier nicht blos den Gegenstand ihrer Liebe, sondern außerdem noch viel Geld erwarb. So bemühe dich denn auch, nicht allein deinen Geliebten zu gewinnen, sondern zugleich deinen Ehemann Sâid nicht zu verlieren. Wenn du nach den Lehren handelst, welche in dieser Geschichte enthalten sind, da wirst du in jeder Hinsicht deinen Zweck erreichen; handelst du aber nicht danach, da wirst du übel berüchtigt werden." — „Von den Lehren, die du mir vorgetragen", antwortete Mâhi-Scheker,

„ist es sehr schwierig, denen, welche sich auf den Wunsch, seinen Geliebten zu besitzen, beziehen, Folge zu leisten. Das Beste ist, von solchen Leidenschaften abzulassen und ihnen ganz und gar Lebewohl zu sagen, denn am Ende führen sie doch immer zu Schande und Schmach. Dazu kommt, daß nach einem Ausspruch der Weisen an viererlei Menschen viererlei Eigenschaften höchst verächtlich sind, und zwar erstens an dem Weisen die Lüge, zweitens an dem Reichen der Geiz, drittens an dem Theologen die Leichtfertigkeit und viertens an dem Weibe die Schamlosigkeit. Wenn also der Ausgang dieser meiner Geschichte Schande ist, so will ich lieber vor Liebesweh umkommen, als etwas thun, wodurch ich mir einen bösen Namen erwerbe." — „Aber, Mâhi-Scheker", erwiderte der Papagai, „was sind das für sinnlose Worte, die du da sagst? Frömmigkeit und Selbstbeherrschung sind allerdings an und für sich löbliche Dinge, aber bei dir ist die Leidenschaft zur höchsten Spitze gediehen, und eben jetzt würdest du, wenn dein Geliebter der König von Zâbil wäre, für ihn dein Leben lassen, wie die Mahrûsa, jenes Königs Geliebte, gethan."

„Was ist das für eine Geschichte?" fragt Mâhi-Scheker, und der Papagai erzählte:

Geschichte von dem Könige von Zâbil und der schönen Mahrâsa.

In der Stadt Zâbil lebte einst ein Kaufmann, welcher eine noch unerwachsene Sklavin besaß. Er hatte dieselbe von Kindheit auf wie sein eigenes Kind erzogen, ihr Lesen und Schreiben gelehrt und ihr eine vollendete Bildung gegeben. Als das junge Mädchen — es hieß Mahrûsa — in das dreizehnte oder vierzehnte Lebensjahr eintrat, da wurde es so außerordentlich schön, daß ihres Gleichen nie auf Erden gesehen worden war, weshalb auch viele Vornehme und Große die seltene Perle zu kaufen wünschten. Aber einen Preis, der ihre Schönheit aufgewogen hätte, vermochte Niemand zu zahlen, und so konnte Keiner sie erstehen.

Es lebte aber damals eine alte Frau, gegen welche man die Schönheit der Sklavin so sehr lobte, daß sie sich auf Hörensagen in sie verliebte und den Gedanken an sie keinen Augenblick aus dem Sinn verlor. Diese Alte nun sprach von ihr zu dem Könige, welcher infolge dessen seine vier Veziere zusammenberief und ihnen die Angelegenheit vorlegte. „Ich beabsichtige", sprach er, „das Mädchen zu kaufen; jedoch wünsche ich, daß ihr Vier euch vorher gemeinschaftlich nach dem Hause ihres Herrn begebt und sie euch anseht. Findet ihr sie dann so wie man sie mir beschrieben, dann

zahlt dem Kaufmann den Preis und bringt sie her; ich werde euch da königlich belohnen."

Dem Befehle gemäß machten sich die Veziere auf und begaben sich nach dem Hause des Kaufmanns. Nachdem sie diesem mitgetheilt, weshalb sie gekommen, holte er die Mahrûsa heraus und ließ sie sich vor den Vezieren entschleiern. Als aber Letztere auf die reizenden Züge ihre Blicke fallen ließen, da war nicht Einer unter ihnen, den nicht die Schönheit des Mädchens überwältigt und der nicht vor ihr die Zügel des Selbstbewußtseins verloren hätte. Da sie indessen ihrem Wesen nach verständige und weise Männer waren, so beriethen sie miteinander, was zu thun sei. „Wenn", sprachen sie, „unser König dies herrliche Mädchen erst mit eigenen Augen sieht, dann wird seines Verstandes Schiff zerschellen an der Liebe Klippen — wie an Schirîn Ferhâd wird er hangen an ihren süßen Lippen — denn das Königthum dieser Wangen zu lassen — und sich mit Staatsgeschäften zu befassen — will zu der menschlichen Schwäche nicht passen. Unsers Königs Vortheil wahrzunehmen und zugleich für die Unterthanen Sorge zu tragen, ist unsere Pflicht; es ist darum das Klügste, wir reden übel von dem Mädchen und geben es für ebenso häßlich aus, als es schön ist, damit der König nicht ferner daran denkt, es zu kaufen. Denn wenn es in seinen Besitz käme, da würde er sich hinfort

nicht mehr um die Staatsgeschäfte bekümmern und Reich und Herrschaft würde in die trostloseste Lage gerathen."

Nachdem sie diesen Entschluß gefaßt hatten, kehrten sie zu dem Könige zurück, vor welchem sie Allerlei an dem Mädchen aussetzten und es sehr häßlich nannten. „O König", sprachen sie, „die niedrigste Dienerin in deinem Harem ist gewiß viel schöner als die Sklavin jenes Kaufmanns; schon daß sie in dem Hause des Letztern erzogen worden, ist ein Grund, daß sie den Schönen deines Serail nicht beigesellt werden kann. Deine erhabene königliche Gesinnungsart würde sie gar nicht begreifen. Uns würde es als eine große Selbsterniedrigung und Gemeinheit erscheinen, wenn du, da doch dein Harem so wohlbestellt ist, nach einem Mädchen außerhalb desselben verlangtest und gar eine Häßliche kauftest! Die vornehmste Eigenschaft eines Menschen ist, daß er hochstrebend sei; sagt doch auch ein bekannter Spruch: «Hohes Streben gehört zur Religion.» So wurde auch der König von Chatâi durch seine erhabene Gesinnung aller seiner Wünsche theilhaftig."

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte der König, und die vier Veziere antworteten:

Geschichte des Königs von Chatâi.

In den Divan eines Königs von Chatâi trat vor alten Zeiten einmal ein Mann, um, wie er sagte, dem Könige ein Geschenk zu überreichen. Dasselbe bestand aus einem Gefäße von Holz der Art, welche man Napf nennt. Dafür verlangte er eine Gegengabe vom Könige, und dieser versagte sie nicht, soviel er auch verlangte.

Als aber am Abend desselben Tages der König sich schlafen gelegt hatte, sah er im Traume ein schönes Weib, welches auf ihn zukam und zu ihm sprach: „Ich bin die Fee deiner Erdenhabe. Jetzt aber komme ich zu dir, um von dir Abschied zu nehmen; denn du verkennst meinen Werth und verschleuderst mich an Unwürdige. Wie konntest du tausend Goldstücke für einen Napf geben, dessen Werth einen oder zwei Para beträgt! Es ist doch kein schönes, in der Welt noch nie gesehenes Kunstwerk, kein Meisterstück, welches einer großen Gegengabe werth gewesen wäre! Ich habe also hinfort nichts mehr mit dir zu schaffen und gehe nun zu einem Andern.“ — Der König nun hielt an seiner Hochherzigkeit fest und sprach, ohne sich im mindesten durch die Anrede beirren zu lassen: „So geh' fort, wohin du Lust hast!“ — In der That wurden seine Einnahmen von da ab tagtäglich geringer.

Bald darauf hatte er abermals einen Traum. Er sah nämlich einen Mann, welcher herankam, ihn begrüßte und zu ihm sprach: „Ich bin der Genius deiner Körperkraft. Du verkennst deine Lage und noch mehr meinen Werth; darum verlasse ich dich jetzt und gehe." — „So thue dies", antwortete der König, ihn entlassend. — Wieder nach einigen Tagen hatte der König einen dritten Traum, in welchem er einen Jüngling von engelmilden freundlichen Gesichtszügen auf sich zukommen sah. Derselbe grüßte ihn und sprach: „Ich bin der Genius deiner Hochherzigkeit, auch ich verlange meine Entlassung." Wie aber der König dies hörte, faßte er das Gewand des Jünglings und rief flehend: „Gnade, verlaß mich nicht!"

Der Jüngling wandte sich darauf um und sprach: „O König, da du mich werth hältst, so will auch ich nicht von dir weichen, und solange ich bei dir bin, darfst du keinen Verlust dich bekümmern lassen. Hab und Gut findest du schon wieder, und auch deinem Körper wird die Gesundheit nicht fehlen; weiter aber bedarfst du nichts."

Damit erwachte der König und fühlte sich nicht blos genesen, sondern außerdem mehrten sich von Tag zu Tag die Einkünfte seines Schatzes.

Nach dieser Erzählung fuhren die Veziere fort: „O König, hohes Streben, sagt man, leiht dem Menschen Flügel, und wahrlich, wer mit solchen Flügeln sich aufschwingt, der kommt von der Stelle!“

Viele derartige Gründe trugen sie dem Könige vor, und dieser ließ sich endlich bereden, die Erwerbung der Mahrûsa aufzugeben. Als der Kaufmann dies erfuhr, und seine Hoffnung, daß der König das Mädchen kaufen würde, geschwunden war, da schenkte er ihr die Freiheit und vermählte sie mit dem Stadthauptmann, welcher sie nach der Hochzeit in sein unterhalb des königlichen Schlosses gelegenes Haus führte.

Nun überlegte Mahrûsa bei sich selbst, warum doch wol der König trotz ihrer so großen Schönheit und Lieblichkeit sie nicht genommen habe. „Das weiß Gott“, sprach sie, „wahrscheinlich hat man ihn belogen und mich häßlich genannt. Ich will mich ihm doch einmal zeigen, damit meine Verleumder beschämt werden und ihr Betrug sich offenbare.“ — Als demnach eines Tages der König vor dem Fenster saß, ließ Mahrûsa, die Unbefangene spielend, vor dem erleuchteten Herrscherauge ihre Schönheit erglänzen. Durch diesen Anblick wurde der König so betroffen, daß er die Besinnung verlor. Kaum war er wieder zu sich

gekommen, als er Erkundigungen anstellte, und er erfuhr nun, daß er die Sklavin des bewußten Kaufmanns gesehen habe, welche von demselben freigelassen und mit dem Stadthauptmann verheirathet worden sei. „Gott sei bei uns", rief er aus, „warum mußte ich auch auf fremder Leute Urtheil hin ein so reizendes Wesen fahren lassen, ohne es selber anzusehen!" — Schmerz und Betrübniß überwältigten ihn dann so sehr, daß er zur Bestürzung seiner Hofleute krank wurde.

Die vier Veziere aber, welche die wohlwollende Absicht gehabt hatten, den König vor den Qualen der Liebe zu bewahren, kamen nunmehr herbei und erkannten, daß er in dem Register der Liebeskranken dennoch verzeichnet war.

Rettungslose Leidenschaft verstört ihn,
Und er ward zur Fabel aller Welt,
Und sie brennt ihn, zehrt ihn und zerstört ihn
Und in fremde Hand sein Erbe fällt!

Kurz, sie sahen, daß seine Leidenschaft ihn niedergeschmettert und daß nur die Vereinigung mit der Geliebten ihn retten könne. „O König", redeten sie ihn deshalb an, „was wir dir früher über das Mädchen gesagt haben, war keine Lüge, sondern in Wahrheit erschien Mahrûsa uns da-

mals häßlich. Aber so ist's mit der Liebe! Dir erscheint sie so reizend, weil du in sie verliebt bist. Unsere Absicht war, dir Gutes zu thun; denn wir besorgten, daß durch deine Leidenschaft das Reich in Unordnung gerathen könne. Außerdem wußten wir nicht, daß du so sehr gefesselt werden würdest. Da nun aber einmal eine so heftige Leidenschaft dich ergriffen hat, so wollen wir Alle gern für dich mit Gut und Blut einstehen. Erlaubst du, so zwingen wir den Stadthauptmann, der jungen Frau den Scheidebrief zu geben, und weigert er sich dessen, so lassen wir ihm den Kopf abschlagen und legen ihn dir ehrerbietigst zu Füßen." — Der König aber antwortete: „Gott verhüte, daß ich, um meiner Lust zu fröhnen, eine so unverzeihliche That begehen und Anderer Ehre kränken sollte! Da würde ich ja das Gewand meiner Unschuld mit Koth besudeln!"

Also sprach er und ertrug geduldig die Leidenschaft, indem er den Schmerz als dem Heil seiner Seele dienlich erkannte. Um seines Ausharrens willen bewährte sich dann auch an ihm der Spruch: „Das Bildliche ist die Brücke des Wahren", seine bildliche irdische Liebe wurde in die echte göttliche verwandelt und er selbst durch diese reine Liebe zur Gnade des Allherr-

lichen aufgenommen. „Wer liebt“, heißt es in einem Spruche, „und es geheimhält und daran stirbt, der stirbt als Märtyrer.“

Als aber Mahrûsa den Tod des Königs vernahm, sprach sie bei sich selbst: „Nachdem ein so gewaltiger Mann um meiner Liebe willen der Erde Lebewohl gesagt hat, da soll sie auch mir hinfort versagt sein!“ — Damit begab sie sich nach dem Grabe, dem wohlerleuchteten, um sich hinzuopfern mit eigenen Händen — und um zu spenden — ihr Leben, das süße — im Staube seiner Füße.

Also erzählte der Papagai. Dann fuhr er fort: „O Mâhi-Scheker, auch du möchtest es wol so machen; aber das ist nicht möglich. Mahrûsa lebte unter ganz andern Verhältnissen als du. Wenn du klug bist, so eilst du unverzüglich zu deinem Geliebten!“

Froh, die Zustimmung des Papagaien erlangt zu haben, verließ nunmehr die junge Frau das Gemach. Aber da sah sie, daß der Sonnenkönig auf dem Throne des Horizontes das Haupt erhob, und es war ihr, als wenn der Tag des Jüngsten Gerichts anbräche. Ihr Wunsch blieb

also abermals unerfüllt, und sie mußte sich auf den folgenden Abend vertrösten.

Nun weicht, ihr armen Leute, weicht!
  Und sei es euch gesagt,
Es hat der hohe Divan
  Auf morgen sich vertagt!

Sechsundzwanzigster Abend.

Als auch der folgende Tag langsam wie das Leben eines Feindes hingeschwunden und es nun Abend geworden war, da trat Mâhi-Scheker wieder unter den Käfig und sprach: „Du weiser Papagai, erlaubst du mir nunmehr zu meinem Geliebten zu gehen oder nicht? Ich kann mich nicht länger gedulden, und doch haben solche Besorgnisse mich erfaßt, daß mir aller Muth ausgegangen ist.“ — „Du Licht meiner Augen“, antwortete der Papagai, „woher kommt denn deine Besorgniß? Erkläre mir. Etwa von deinem Geliebten? Aber da ist kein Grund zum Argwohn, denn noch habt ihr euch nicht zusammengefunden, und er weiß ebenso wenig etwas Näheres von dir als du von ihm. Jetzt aber sollt ihr einander kennenlernen.“ — „Wegen meines Geliebten“, antwortete Mâhi-Scheker, „habe ich keinen Argwohn; was

mich beunruhigt, ist einzig mein Gatte Sâïd. Ich fürchte, er wird bald zurückkommen, und sollte er dann von dieser Geschichte hören, da müßte ich aus Scham und Schande vor ihm vergehen. Ja, sollte er, wovor mich Gott bewahre! mich ganz verschmähen und sich von mir scheiden, da würde ich ja zum Gespötte der Leute." — „Was du da sagst", antwortete der Papagai, „paßt doch zu deinem Verstande durchaus nicht. Kann Jemand, der irgend Vernunft im Kopfe hat, sich wol so thörichten Gedanken hingeben? Und darf Jemand Besorgnisse hegen, wenn er einen Berather wie ich bin gewonnen, einen an Weisheit und Verstand so gewaltigen — an List und Schlauheit so mannichfaltigen? — So erlustige dich nur tapfer und lebe kühn darauf los! Bei Gott, ich werde den Chodja Sâïd so anführen, daß selbst sein abgeschiedener Geist es nicht merken, und daß, selbst wenn man's ihm sagte, er es nicht glauben würde. Gleichwie die Schehr-Arâm den Kaufmann anführte und belog, ebenso würde ich es mit ihm machen!"

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte Mâhi-Scheker, und der Papagai hub an:

Geschichte von der schlauen Schehr-Arâm.

Wie man erzählt, lebte einst in der Stadt Nischâbûr ein Kaufmann, der außerordentlich dumm,

dabei aber so reich war, daß er das Maß seiner Schätze selber nicht kannte. Seine Frau — sie hieß Schehr-Arâm — fing einst ein Liebesverhältniß mit einem jungen Manne an, und trieb es so weit, daß sie zur Fabel der ganzen Stadt wurde. So kam es, daß auch der Kaufmann davon hörte, welcher darauf bei sich selbst sprach: „Ich will doch der Sache einmal nachforschen, und wenn ich das Gerücht wahr finde, so gebe ich meiner Frau den Scheidebrief.“

Zu dem Zwecke versteckte er sich eines Tages unter dem Kioschk der Frau in einem Winkel, während sie wirklich mit dem jungen Manne in Unterhaltung war. Sie erblickte aber noch zur rechten Zeit ihren Eheherrn und schlug dann schnell den Pfad der List ein, indem sie heimlich ihrem Liebhaber einen Wink gab und zu ihm sprach: „Mein Mann steht unter dem Kioschk, darum werde ich dir jetzt schlau berechnete Worte sagen; die höre an und dann gehe!“ — Alsdann sprach sie, gleichsam den jungen Mann anredend, mit lauter Stimme die Worte: „Du sollst mein Bruder für die andere Welt sein! Aber hüte dich, mich mit irdischen Gelüsten anzusehen, gleichwie ich dich auch nicht also ansehe. Habe ich dich doch wegen einer so wichtigen Angelegenheit kommen lassen! Zwar bist du kein Familienmitglied, und deshalb hätte ich dich nicht an diesen Ort, welchen nur

mein Gemahl betreten darf, bringen sollen — dem äußern Scheine nach ist es für dich eine verbotene Stelle; aber das Schicksal hat es einmal so gewollt! Du fragst mich, was es denn gäbe? So höre! Ich hatte mich, da mein Mann zur Besorgung seiner Geschäfte fortgegangen war, außer mir vor Traurigkeit wegen der Trennung, bei Nacht niedergelegt, und da erschien mir im Traume ein lichtvoller Greis im weißen Barte, der mich mit den Worten ansprach: «Deines Gatten, des Kaufmanns Leben ist aus, seine Todesstunde ist herangekommen, das ihm zugetheilte Maß hienieden ist erschöpft, der Becher seines Daseins ist bis zum Rande gefüllt.» Bei diesen Worten fiel ich in Ohnmacht, und ich weiß nicht, was mit mir geschah. Der Alte aber nahm rasch meinen Kopf auf seine Knie und drückte mir die Stirn, worauf mir die Besinnung wiederkam. «Meine Tochter», sprach er dann zu mir, «du wünschest, daß dein Gemahl lebe; gut, ich will dir sagen, wie du sein Leben verlängern kannst; doch nur, wenn du mir gelobst ihn auszuführen, sage ich dir meinen Rath.» Mit heiligen Eidschwüren antwortete ich ihm: «O sage, laß mich's wissen, wie kann ich das Leben meines Gemahls retten?» Worauf er mir erwiderte: «Da hast du dir einen fremden Mann außerhalb deines Hauses zu verschaffen, denselben sollst du an der Stelle sitzen lassen, wo dein

Mann zu sitzen pflegt, und mit ihm ein Gespräch führen; dabei sollst du ihn mit reinen Blicken ansehen und dich vor irdischer Lüsternheit wohl hüten. Thust du also, da wird dein Gemahl lange leben.» Um nun zu thun, wie ich geschworen, und um meines Gatten Leben zu verlängern, habe ich dich hierhergerufen und dir den Platz meines Gatten eingeräumt. Ich bedaure, dich damit in Ungelegenheit gesetzt zu haben, bitte dich aber, mich nicht mit lüsternen Augen anzusehen, gleichwie auch ich dich nicht also anblicke. Thue mir dies zu Liebe um der vielen freundlichen Worte willen, die wir miteinander gewechselt. Jetzt aber stehe auf und kehre heim. Glück auf den Weg!" — Der Jüngling erklärte sich ganz einverstanden. „Ja", sagte er, „für diese und die andere Welt sollst du mir eine Schwester sein; das sei ferne von mir, daß ich dich mit lüsternen Blicken ansähe!" — Damit stand er auf und ging.

Schehr-Arâm begab sich darauf auf den Söller des Kioschk und legte sich schlafen. Kaum war dies geschehen, als ihr Mann aus seinem Winkel hervorkroch, zu ihr eilte und sich an ihren Busen schmiegte. Sie stellte sich nun, als erwache sie, und rief aus: „Ei, mein Gebieter, wann bist du denn gekommen?" — „Meine getreue Gattin", antwortete er, „möge Gott mir das Erdendasein

versagen, wenn du nicht mehr hienieden weilst! Du bist das Grundcapital meines Lebens! Feinde hatten mir zu verstehen gegeben, du wärst eine nichtswürdige Person, und es fehlte nicht viel, so hätte ich, ohne die Sache zu untersuchen, den bösen Einflüsterungen der Leute geglaubt und dich jedem Hohne preisgegeben. Aber Gott sei Dank, meine Zweifel sind geschwunden, deine Unschuld ist mir erwiesen. Meine Liebe zu dir ist damit noch tausend mal inniger geworden. Nachdem ich nämlich vorgegeben, ich habe ein Handelsgeschäft abzumachen, verbarg ich mich, um dich zu belauschen, unter dem Kioschk, und da ich dich mit dem jungen Manne verkehren sah, faßte ich allerdings Argwohn. Dann aber hörte ich dich deinen Traum erzählen und erkannte nunmehr, welche innige Liebe du für mich hast. Der schöne Jüngling soll mir nun auch für Zeit und Ewigkeit ein Bruder sein und ohne alle Umstände bei uns aus- und eingehen. Und auf fremder Leute Geschwätz will ich hinfort nicht mehr achten, denn sie kennen den Zusammenhang nicht und reden in ihrem Argwohn allerlei schlechtes Zeug. Ich aber weiß jetzt, was daran ist, es ist mir sonnenklar geworden. Doch will ich den Leuten nichts übelnehmen, da sie dich nur aus Irrthum verleumdet haben. Möchte nur der junge Mann uns nicht vergessen!“

Schehr-Arâm ließ darauf den Letztern rufen, und sie sahen und unterhielten sich von da ab ohne alle Hindernisse.

Damit schloß der Papagai seine Erzählung. Mâhi-Scheker aber sprach zu ihm: „Was du da sagst, ist freilich schön und richtig, vielen bösen Unfällen kann man durch Schlauheit ausweichen. Aber deine Geschichte paßt nicht zu meinen Verhältnissen. Jener Kaufmann war sehr einfältig und deshalb konnte die listige Frau ihn täuschen. Sâïd aber, mein Mann, ist ausgezeichnet an Einsicht und Verstand. Ihn zu täuschen möchte sehr schwer sein, und mein Liebesverhältniß ist keine Sache, die geheimbleiben könnte. Es ergeht mir, wie es in dem Liede heißt:

> Bloß geworden auf die Haut
> Bin ich durch dein leidiges Lieben,
> Mich darin zu bergen ist mir
> Nicht einmal ein Hemd geblieben.

Soviel ich meine Liebe verstecke, irgendwoher verräth sie sich immer, das ist sicher. Und sollte, was Gott verhüte, Sâïd davon Kenntniß bekommen, da ist's schwer, ihm etwas aufzubinden. Meine Leidenschaft wird aber täglich heftiger; wäre mir

die Geduld nicht völlig ausgegangen, da würde ich mich meiner Wünsche lieber entschlagen."

Als der Papagai diese Worte vernahm, rief er aus: „Du holde Herrin, was sagst du? — Was weinst du? Was klagst du? — Wozu dies Wanken und diese unsinnigen Gedanken? Bin ich's nicht, der dich beschützt? Der mit Rath und That treu dich unterstützt? Weshalb bist du denn betrübt? Handelst du nach meinem Rathe, so werden nicht einmal die Leute hier im Hause, geschweige denn dein Gatte, etwas von deinen heimlichen Thaten bemerken. Du sagtest vorhin, daß deiner Meinung nach es wol unmöglich wäre, den Sâïd ebenso zu täuschen, wie die Schehr-Arâm in meiner Geschichte den einfältigen Kaufmann täuschte; denn, behauptest du, dein Mann sei nicht so dumm, sich anführen zu lassen. Aber bei Gott, wenn ich ihn zu betrügen Lust habe, da binde ich ihm etwas auf, daß er sich verwundern soll. Laß also dies Geschwätz; ein Verliebter muß Herz haben, denn «ein furchtsamer Handelsmann», sagt das Sprichwort, «macht keinen Gewinn»; ebenso wenig darf Jemand, der das Gerede der Leute scheut, das Thal der Liebe betreten. Geh' also, sei unbesorgt, eile rasch zu deinem Geliebten. Denn wie der Mann nicht ohne die Frau, so kann auch der Liebende nicht ohne die Geliebte sein; und scheut sich auch das Weib vor der Berührung mit dem Manne, es muß sich ihm

doch nähern. Ebenso kann aber der Liebende nicht umhin, zu dem Geliebten Neigung zu empfinden, so sehr er sich auch vor ihm scheut, gleichwie die Prinzessin von Griechenland, so sehr sie die Ehe verabscheute, sich doch am Ende zur Heirath bereitfinden ließ."

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte Mâhi-Scheker, und der weise Papagai erzählte:

Geschichte von der schönen Prinzessin von Griechenland.

Wie man sagt, lebte einst im Lande China ein mächtiger Kaiser, welcher den Namen Faghfür führte. Derselbe hatte einen weisen und gelehrten Vezier, welcher ohne alle Anmeldung zu jeder Zeit in das Gemach des Kaisers eintreten durfte. Als er eines Tages von diesem Rechte Gebrauch machte, traf sich's, daß Faghfür auf seinem Polster eingeschlafen war. Das Geräusch des Eintretenden erweckte ihn und erzürnt ergriff er ein Schwert, mit welchem er auf den Vezier losstürzte. Wie er aber eben ihn umzubringen im Begriff stand, sprangen die anwesenden Hofleute hinzu, fielen zu des Kaisers Füßen und erretteten mit genauer Noth den Vezier.

Nach einiger Zeit legte sich der Zorn des Kaisers, und nun befragte man ihn nach der Ursache. „Ich sah", antwortete er, „im Traume ein reizendes

Mädchen von solcher Schönheit, daß ich — doch was rede ich von mir? — daß der kreisende Horizont selber nie ihres Gleichen gesehen hat. Während ich der Wonne dieses Anblicks genoß, trat der Vezier herein und weckte mich auf. Aber das Bild steht mir noch vor Augen, und die Erinnerung lebt in meinem Herzen."

Nun war aber jener Vezier ein Aristoteles an Verstande — der weiseste Mann im chinesischen Lande — viel Listen ersinnend — viel Herzen gewinnend — er vermochte aus jeglicher Noth zu erretten — und zu sprengen alle Ketten. — Zugleich war er ein so geschickter Meister in der Malerei, daß Mani und Behzâd seine Schüler hätten sein mögen, und daß, wenn er lebende Wesen malte, sie wirklich lebten.

Der besagte Vezier wünschte nun seinem liebekranken Kaiser beizustehen, und bat ihn zu dem Ende, seinen Traum ihm noch einmal zu beschreiben. Letzterer gewährte die Bitte, und nach seinen Angaben zeichnete und malte der Vezier auf das genaueste den Palast, wie ihn der Kaiser gesehen, nebst dem Mädchen in allen Reizen seiner Gestalt und seiner Züge. Alsdann erbaute er vor den Thoren der Stadt an einer Stelle, wo die Karavanen anzuhalten pflegten, eine bequeme Herberge und ließ Alle, die dort vorsprachen, fragen, ob sie das Mädchen und den Ort, den das Bild vorstellte. erkennten.

Eines Tages erschien ein Pilger der weiten Welt in jener Herberge, welcher, nachdem er das Bild angesehen und eine Weile nachgedacht hatte, in großes Erstaunen gerieth. Der Vezier befragte ihn um die Ursache seines Staunens, worauf der Reisende ihm entgegnete: „Ich wundere mich darüber, daß dies Bild demjenigen der Tochter des Kaisers von Griechenland so ähnlich ist." — Den Vezier erfreute diese Mittheilung, und er erkundigte sich nun weiter nach dem Mädchen, worauf der Pilger ihm erzählte: „Die Prinzessin von Griechenland, deren Bild dies hier ist, ist außerordentlich schön; aber sie hat einen entschiedenen Widerwillen gegen die Ehe, und zwar beruht dieser Widerwille auf folgender Ursache: Da sie eines Tages im Garten saß, bemerkte sie ein Pfauenpaar, welches im Gebüsche Junge ausgebrütet hatte. Durch einen Zufall gerieth nun jenes Gebüsch in Brand, und siehe da, kaum hatte der Pfauhahn die Flammen erblickt, als er sein Weibchen mit den Jungen verließ und entfloh, während das Weibchen aus zärtlicher Besorgniß für seine Jungen diese nicht verließ, sondern mit ihnen zusammen zu Asche verbrannte. Die Treulosigkeit des Männchens und die aufopfernde Liebe des Weibchens, welche sich bei dieser Gelegenheit zeigte, überzeugte sie nun, daß Unzuverlässigkeit eine wesentliche und angeborene Eigenschaft des männlichen Geschlechts sei, und

daß alle Treulosigkeit in der Welt von diesem Geschlecht ausgehe. Keines Mannes darf darum in ihrer Gegenwart Erwähnung geschehen, und daß sie sich jemals verheirathen sollte, daran ist gar nicht zu denken."

Der Vezier war sehr glücklich über diese Nachrichten, welche er sofort dem Kaiser Faghfûr mittheilte. „Wie aber", mit diesem Versprechen schloß er, „der Kaiser auf einmal in sie verliebt geworden ist, so will auch ich sie in den Kaiser verliebt machen."

Alsdann bat er um die Erlaubniß, eine Reise nach Griechenland anzutreten, welche ihm gewährt wurde. Zu dem Ende legte er seine Kleider ab und machte sich in gewöhnlicher Wanderertracht in Begleitung des vorerwähnten Pilgers auf den Weg. Allmälig erreichten sie denn auch Griechenland, und langten bald darauf in der Hauptstadt des Landes, Konstantinopel, an.

Daselbst führte der Pilger den Vezier umher und zeigte ihm auch die kaiserlichen Hofgärten. Der Vezier zog hier das von ihm gemalte Bild aus dem Busen hervor, und siehe, er hatte ganz und gar den paradiesischen Raum vor sich, den Faghfûr in der Welt der Träume erblickt hatte. Dies bestätigte ihn in dem Glauben, daß das Mädchen, in welches sein Kaiser sich verliebt hatte, die Prinzessin von Griechenland sei, und beide Reise-

gefährten überlegten nunmehr, wie man ihr nahekommen könne.

Zu diesem Ende fing der Vezier, nachdem er in einem Karavanserâi eine Wohnung genommen, Bilder zu malen an. Seine Kunstwerke waren aber von so haarspaltender Feinheit, daß er bald allgemein berühmt wurde, und daß man von dem kürzlich aus China angekommenen geschickten Maler auch dem Kaiser und seiner Tochter preisend erzählte. Da nun die Prinzessin den Kunstgenuß liebte, so bat sie den Kaiser, den Maler herkommen und ihren Palast ausmalen lassen zu dürfen. Der Kaiser gestattete dies und ließ durch den Pilger den Vezier in den Palast führen, wo ihm die nöthigen Aufträge ertheilt wurden.

Der Vezier gab sich nun große Mühe, seine Kunst zu bewähren; auch gelang es ihm, den reizenden Ort mit so herrlichen Bildern auszuschmücken, daß Jeder, der sie sah, vor Staunen außer sich war. Als er aber die ganze Arbeit vollendet hatte, da malte er noch an die Thür des Cabinets der Prinzessin, wo sie bei Tage zu sitzen und des Nachts zu schlafen pflegte, ein Gemälde von seltener Vollkommenheit, und zwar in der Mitte einen wunderbar großartigen Garten, wo lachende Rosen die Beete schmückten — wo klagende Nachtigallen entzückten — wo reife Früchte erquickten — wo ge-

waltige Bäume — schatteten auf weite Räume. — In dieses Gartens Mitte aber stellte er einen zierlichen Kioschk dar, und in demselben auf dem Thronsitz im Glanze der Herrlichkeit die schönen Züge des Kaisers Faghfûr. Außerhalb der Thür malte er dann eine rasige Flur mit einem lieblichen Garten, bei welchem man sich die Gärten der Seligen, unter welchen die Bäche fließen *), denken konnte. Das Wasser aber malte er klar wie den Paradiesesbrunnen Selsebil; endlich malte er noch eine mit den Jungen im Wasser ertrunkene männliche Antilope und ein gegenüber auf der Flur grasendes Antilopenweibchen.

Nachdem dies Alles vollendet und das Zimmer mit Polstern und Teppichen versehen worden war, führte man die Prinzessin hinein. Dieselbe gerieth beim Anblick der Bilder in solches Erstaunen, daß sie sprachlos davor stehen blieb. Bald aber rief sie den Vezier her und bat ihn, ihr zu erklären, was das für ein Garten sei und was für ein Thronsitz, und wen die Figur darauf vorstelle, und welche Bewandtniß es mit den Antilopen habe u. s. w. Der Vezier glaubte diese gute Ge-

*) Im Koran, Sur. 2, 23: „Gib frohe Botschaft Denen, die da glauben und gute Werke thun; ihnen sind Gärten bestimmt, unter welchen die Bäche fließen u. s. w.“

legenheit sich zunutze machen zu müssen. „Dieser Garten", sprach er, „ist der Hofgarten des Kaisers Faghfûr von China, die auf dem Throne sitzende Figur aber mit den schönen, engelgleichen Zügen ist er selbst. Er ist aber so einsam dargestellt worden, weil er wegen eines seltsamen Begebnisses, das ihm in jenem Garten zugestoßen, das weibliche Geschlecht im höchsten Grade verabscheut." — „Und was ist dies?" fragte die Prinzessin. — „Eines Tages", antwortete der Vezier, „saß er nach seiner Gewohnheit in diesem Kioschk und genoß der Aussicht in die Umgegend, als ein Antilopenpaar mit den Jungen herankam, um aus dem Bache zu trinken. Während sie nun an dem Bache standen, schwoll dieser plötzlich durch ein Sturzwasser an und ergriff die Jungen, sie mit sich fortreißend. Als das Männchen dies sah, warf es sich aus Liebe zu ihnen in das Wasser, um sie zu erretten. Dort aber ereilte es das Schicksal, es ertrank mit seinen Jungen. Das Weibchen dagegen bekümmerte sich um diese gar nicht, sondern wandte sich, lediglich auf seine eigene Rettung bedacht, ab und floh. Da also Kaiser Faghfûr bei ihm eine solche Lieblosigkeit wahrnahm, da schloß er, daß das weibliche Geschlecht im Allgemeinen unzuverlässig und treulos sei, weshalb er den Frauen alle Zuneigung entzog und dem Umgange mit ihnen entsagte."

Bei dieser Erzählung des Veziers gerieth die Prinzessin in tiefes Nachdenken, indem sie bei sich selber sprach: „Weiß Gott, ich dachte, Treulosigkeit fände sich nur beim männlichen Geschlechte, also gibt es deren auch beim weiblichen!" — „Dieser Kaiser Faghfûr", sprach sie dann zu dem Vezier, „paßt für mich; ich möchte glauben, daß der Allmächtige mich um seinetwillen bis hierher im ledigen Stande erhalten hat. Einen solchen würdevollen Mann wünschte ich mir; ich bezweifle nicht, daß auch ich ihm als Gattin willkommen sein werde."

Damit begab sie sich zu ihrem Vater und bat ihn, er möge sie mit dem Faghfûr vermählen. Dem Kaiser war aber nichts lieber, als seine Tochter zu verheirathen, und er wartete nur auf ihre Einwilligung. Er schrieb also einen Brief an den Faghfûr, welchen er durch einen Botschafter nach China sandte.

Der Vezier legte nun wieder seine Pilgerkleidung an und kehrte mit dem griechischen Gesandten in seine Heimat zurück. Daselbst angekommen, unterrichtete er den Faghfûr sofort von dem Zusammenhange der Geschichte, sodaß, als der griechische Botschafter vor ihn geführt wurde, er schon wußte, um was es sich handelte. Er stellte sich nun, als wäre er dem Vorschlage einigermaßen abgeneigt; da aber jenes Ehebündniß sein innigster

Wunsch war, so kam er bald darauf zurück, indem er sprach: „Ich hatte solchen Wünschen völlig entsagt; um indessen den Kaiser von Griechenland zu verpflichten, nehme ich sein Anerbieten an.“ — In diesem Sinne verfaßte er denn ein Antwortschreiben, welches er nach Griechenland zurücksandte; den Vezier aber schätzte er wegen des geleisteten treuen Dienstes noch mehr als vorher und überhäufte ihn mit Wohlthaten und Ehrenämtern.

Nach einiger Zeit sandte der griechische Kaiser die Prinzessin mit reicher Aussteuer nach China. Sie traf bald daselbst ein, und Kaiser Faghfür erlangte, was er ersehnt hatte.

Also erzählte der weise Papagai. „O Mâhi-Scheker“, fuhr er dann fort, „die Moral von dieser Geschichte ist, daß, wie die Weiber nicht unverheirathet bleiben können, so auch liebende Herzen keine Ruhe finden, ohne zu dem geliebten Wesen hinzugelangen. Du stellst dich nun, als wollest du einer Liebe, die keinen Sinn habe, entsagen; aber das wird dir nicht gelingen. Das Beste wäre, du eiltest noch heute zu deinem Geliebten.“ — „O Papagai“, antwortete Mâhi-Scheker, „was du da sagst, ist wol richtig, aber doch wird nicht jeder Liebende seiner Geliebten theilhaftig. Die

Geschichtsbücher enthalten unzählige Beispiele von Liebenden, welchen es nicht gelang, sich ihren Geliebten zu nähern, und welche endlich selber die Hoffnung aufgaben. Kannst du etwas dagegen sagen?" — „Allerdings", antwortete der Papagai, „gibt es viele unglückliche Liebende in der Welt, welche ihren Geliebten entsagen müssen. Indessen bei richtiger Zeit und Gelegenheit kommt Alles schon ins Geleise; nur was zur Unzeit geschieht, das misräth. Wer zur ungelegenen Zeit ein Geschäft abmachen will, dem ergeht es wie dem Esel, der zur Unzeit schrie und dadurch ins Verderben gerieth."

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte Mâhi-Scheker, und der Papagai erzählte:

Vom Esel, der zur Unzeit schrie.

Vor alten Zeiten hatte einmal ein Esel mit einem wilden Ochsen Freundschaft geschlossen, sodaß sie beständig zusammen weideten. Einst kamen sie an einen Garten, bei welchem sie bis zum Abend warteten, um nach eingetretener Finsterniß hineinzubrechen und drinnen Gras und abgefallenes Obst zu fressen. Die Gärtner hatten keine Ahnung davon, sodaß sie ihre Leiber recht voll fressen konnten. Den Esel aber überwand da sein Eselinstinct, sodaß er zu schreien anfangen wollte,

als ihm der Ochs zurief: „Um des Himmels willen, mein Bruder, gedulde dich und schreie nicht; wir haben ja hier kein Wächteramt zu versehen, sondern sind im Gegentheil zum Stehlen gekommen. Wenn du schreist, da werden die Gärtner unserer gewahr und treiben uns mit Prügeln zum Garten hinaus. Jedes Ding hat seine Zeit, darum bitte ich dich, das Schreien ist jetzt sehr ungelegen.“ — „O du Narr“, antwortete der Esel, „auf Erden ist nichts anmuthiger und ergreifender als Musik und Gesang; aber du bist kein poetisches naturbegabtes Thier wie ich. Du bist ein unvernünftiges wildes Vieh, und deshalb verstehst du von der Musik nichts. Aber höre jetzt und laß dir's wohl gefallen.“ — „O Esel“, antwortete der Ochs, „du toller — und unheilvoller — nicht einmal Worte sind mir angenehm in einem so unpassenden Augenblicke, und noch viel weniger Gesang! Wie sollte mir da dein abscheuliches Geschrei gefallen? Du bist ein Sänger, dessen Schweigen entzückt als wenn's Musik wäre; talentvolle Leute laufen davon, wenn sie dich hören. Heißt es ja doch auch im Koran*): «Der abscheulichste Laut ist das Geschrei des Esels», recht um meine Ansicht zu bestätigen und zu beweisen. Wenn du an diesem gefahrvollen Orte singst, da ergeht's

*) Sur. 31, 18.

uns so schlecht wie dem armen Holzhauer, der zur Unzeit tanzte.

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte der Esel, und der Ochs erzählte:

Vom Holzhauer, der zur Unzeit tanzte.

In Kurdesân begab sich einmal ein Holzhauer ins Gebirge, um Holz zu fällen. An einer höchst anmuthigen Stelle im Walde fand er zehn Männer, welche zusammen um einen großen irdenen Krug saßen und aus demselben Speise und Trank, soviel sie nur begehrten, herausnahmen; sie aßen und unterhielten sich vortrefflich.

Da der Holzhauer dies sah, kam er heran und mischte sich in das Gespräch. Seine Unterhaltung gefiel den Leuten überdiemaßen, sodaß Einer von ihnen zu ihm sprach: „Wenn du irgendeinen Wunsch hast, so fodere nur, wir wollen es dir geben." — Die Gesellschaft bestand nämlich aus Theologen vom Feengeschlechte. Der Holzhauer verlangte nun den Krug, worauf sie ihm antworteten: „Der Krug ist dir unverweigert, nur ist es sehr schwer, ihn in Obacht zu nehmen. Es wäre doch schade, wenn er zerbräche; denn ein zweiter läßt sich nicht machen. Das wäre eine vergebliche Hoffnung. Mit dem Kruge würde aber zugleich Alles verloren gehen, was aus ihm heraus-

kommt. Darum begehre den Krug nicht und wähle lieber etwas Anderes, dir Nützlicheres."

Der einfältige Holzhauer wies diesen wohlgemeinten Rath von sich. „Den Krug und nur den Krug", rief er aus, „verlange ich; ich will ihn aber auch nach besten Kräften behüten, und so hochhalten wie meinen eigenen Kopf." — Die Theologen des Feengeschlechts übergaben ihm also den Krug, und er erwarb sich durch die Wunderkräfte desselben in kurzer Zeit unermeßliche Reichthümer. Einstmals aber lud er seine Freunde zu einem Gastmahl in seinem Hause ein, und bei dieser Gelegenheit zeigte er der Versammlung den Krug, dem Talismane in sich wahrenden — geheime Weisheit offenbarenden. — Natürlich war da Niemand, der nicht das Gefäß mit großem Staunen betrachtet hätte; der Holzhauer aber nahm es in seiner übermäßigen Freude auf den Kopf und rief aus: „Du meines Wohlstandes Grundcapital — du meines Lebens leuchtender Strahl!" — Damit übermannte ihn die Heiterkeit so sehr, daß er zu tanzen anfing. Mitten im Tanzen aber glitt sein Fuß aus und er stürzt auf das Gesicht, bei welcher Gelegenheit auch der Krug von seinem Kopfe herabfiel und in tausend Stücke zersprang. In demselben Augenblick verschwand sein ganzer Reichthum, und er wurde wieder ein armer Mann, wie er vorher gewesen war. Was er an Hab

und Gut bis zu jenem Tage zusammengebracht hatte, war verloren!

Also erzählte der Ochs. „Du einfältiger Esel", fügte er dann hinzu, „diese Strafe wurde dem Holzhauer zutheil, weil er zur Unzeit tanzte; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß ein ähnliches Unglück uns heimsuchen wird, wenn du eine Eselei begehst und zur Unzeit schreist."

Trotz der Warnung des Ochsen aber beging sein Gefährte die besagte Eselei und hub an, seine widrige Stimme erschallen zu lassen. Kaum hatten die Gärtner dieselbe vernommen, als sie einander zuriefen: „Es ist ein Esel in den Garten gebrochen!" — Sie eilten herbei und fanden den Esel und außerdem noch den Ochsen. Letztern nun betrachteten sie, wie man zu sagen pflegt, als ein Opfer für ihr Kloster (als eine in den Mund geflogene Taube), sie schlachteten ihn sofort und brieten sein Fleisch in Pfannen und an Spießen. Den Esel dagegen banden sie, nachdem sie ihn eingefangen, im Stalle an, legten ihm den Lastsattel auf den Rücken und ließen ihn bis an seinen Tod Steine schleppen und sonstige Arbeiten verrichten.

Damit schloß der Papagai seine Erzählung. „O Mâhi-Scheker“, fuhr er dann fort, „auch du wolltest zur ungelegenen Zeit deinem Geliebten entsagen; wagst du nun noch, irgendetwas zur Unzeit zu thun? Du hast nun gesehen, wie es Dem ergeht, der also handelt, daß er nämlich in Noth und Verderben geräth. Da nun jetzt nicht die Zeit ist, wo du der Liebe entsagen könntest, so mußt du zu deinem Geliebten eilen und dich mit ihm belustigen. Eine passendere Zeit gibt es nicht; darum zögere nicht, gehe hin!“

Fröhlich trat nunmehr die junge Frau aus dem Zimmer, und wollte sich eben aufmachen, als sie sah, daß es Morgen geworden war, und daß das Licht der Sonne die Erde beleuchtete.

Nun weicht, ihr armen Leute, weicht!
Und sei es euch gesagt,
Es hat der hohe Divan
Auf morgen sich vertagt!

Siebenundzwanzigster Abend.

Als es nun wieder Abend geworden war, sprach Mâhi-Scheker bei sich selbst: „Gestern hat mir der Papagai die Erlaubniß ertheilt, das genügt mir", und damit wollte sie sich geradenwegs zu ihrem Geliebten begeben, ohne sich um den Papagai zu bekümmern. Als aber dieser sah, daß sie, ohne bei ihm vorzusprechen, fortging, dachte er bei sich: „O weh, alle meine Mühe ist nunmehr verloren!" Der Unmuth nahm ihm fast den Verstand, und wie in Todesangst rief er: „O Mâhi-Scheker, komm her! Ich habe dir einen Rath zu ertheilen, der dir für dein irdisches und dein ewiges Wohl dienlich sein wird. Mit dem Rath der Papagaien hat es ja eine eigenthümliche Bewandtniß; er bringt den mannichfaltigsten Vortheil, gleichwie der Kaufmannssohn Obeida dadurch,

daß er dem Rathe eines Papagaien folgte, viel gepriesen und berühmt wurde."

Bei dieser Anrede konnte die junge Frau nicht umhin, sich dem Käfig zu nähern und zu fragen, was das für eine Geschichte sei.

Die Perle zieht den Taucher so sehr,
Er stürzt sich häuptlings ins wogende Meer!

Der Papagai hub also zu erzählen an:

Geschichte des Kaufmannssohns Obeida.

In der Stadt Termedz lebte einst ein Kaufmann, welcher einen Sohn mit Namen Obeida besaß. Getreu dem Gebote: „Verheirathet euch und erzielet Nachkommenschaft!" gab er dem jungen Manne ein schönes Mädchen zur Ehe. Er aber verliebte sich dermaßen in seine Frau, daß er sie nie auch nur einen Augenblick verlassen wollte. Die Aeltern machten ihm deshalb, seine Stirn und Augen küssend, liebreiche Vorstellungen, aber fruchtlos.

Nun hatte der Kaufmann einen Geschäftsgenossen, welchem er alle seine Geheimnisse anvertraute. Diesem erzählte er eines Tages, was ihm mit seinem Sohne begegne; er fragte ihn nach einem Mittel gegen dies Uebermaß der Leiden-

schaft und bat ihn auch seinerseits, den jungen Menschen zu vermahnen. Der Geschäftsgenosse antwortete: „Aber ist es denn denkbar, daß er sich an meinen Rath kehren sollte, da er den von Vater und Mutter verschmäht? Indessen", fügte er hinzu, „besitze ich ein Papagaienpaar — deren Stimme lieblich und wunderbar — deren Worte die Seele nähren — und sich als heilsam bewähren — an Allen, die sie hören. Diese Vögel will ich herschicken, vielleicht begibt sich der junge Mensch bei ihren Ermahnungen seiner Leidenschaft."

Nach diesen Worten ging er zu Haus und erklärte den Papagaien, wie Obeida, von Liebe erfaßt, sich seinen eigenen Aeltern abgewandt habe, und Tag und Nacht lediglich in Unterhaltungen mit seiner Frau hinbringe. „Ich will euch nun hinschicken", sprach er, „und möchte er sich eure Vermahnungen zu Herzen nehmen, um sich aus diesem Abgrunde zu erretten."

Damit sandte er die beiden Vögel dem Obeida, welcher eine außerordentliche Freude darüber empfand und sie in sein Schlafzimmer brachte. Als es nun Abend geworden war, erhob das Männchen seine Stimme und rief: „Warum, o Obeida, unterhältst du dich nicht mit uns, da wir doch als Gäste in dein Haus gekommen sind? Sind doch unsere Worte Seelenspeise — und ewiges Leben

unsere Rede, die weise! — Du solltest die Gelegenheit benutzen, aus unserer Unterhaltung gute Lehren zu ziehen!"

Diese Ansprache nöthigte den Obeida, sich dem Käfig zu nähern und sich auf eine Unterhaltung einzulassen. „Du sagtest", redete er den Papagai an, „du wärest reich an gutem Rath. So sage denn, was hast du mir zu rathen, ich möchte es hören und mir zunutze machen." — „Wenn man Jemandem räth", erwiderte der Papagai, „da muß man sich nach seinem Bedürfniß richten, um seinen Worten den rechten Wohlgeschmack zu verleihen. Heißt es doch:

Jeder Ort hat seinen Sprecher,
Jeder Wald hat seinen Schächer.

Soll z. B. einem Gelehrten ein Rath gegeben werden, so muß dies aus Büchern geschehen; bei Kaufleuten dagegen nimmt man auf Waaren und Stoffe Bezug, kurz man knüpft stets an das Gewerbe oder die Beschäftigung des zu Berathenden an. Darum hast du mir zunächst zu sagen, was dein Stand und Gewerbe ist, damit ich demgemäß aus meines Mundes Schatzkästlein des Rathes Perlen aussprühe." — „Mein Gewerbe", antwortete Obeida, „ist von Vater und Großvater her Handel und Wandel." — Da stellte sich der Vo-

gel sehr verwundert und sprach: „Bei Gott, du bist mir ein schöner Kaufmann! Wir haben den heutigen Tag bis zum Abend hier in deiner Gegenwart verbracht und, soviel wir auf deine Manieren und Bewegungen geachtet, an dir keine Spur vom Kaufmannsstande entdecken können."

Durch diese Worte genöthigt, gestand Obeida nach einigem Schweigen zuletzt die Wahrheit ein und erzählte dem Papagai umständlich, wie er von Liebe zu seiner Frau hingerissen sei. Der Vogel hörte ihn ruhig zu Ende, dann sprach er: „Deine Geliebte, o Obeida, ist allerdings deine rechtmäßige Frau; aber sich den Freuden der Liebe so hinzugeben, ist doch nicht verständig. Das Weibervolk ist meistens unzuverlässig, und sich um einer unzuverlässigen Person willen seinem Gewerbe zu entziehen, ist thöricht. Die Treulosigkeit des weiblichen Geschlechts beweist zur Genüge die Geschichte des Blinden."

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte Obeida, und der Papagai erzählte:

Geschichte des Blinden und der treulosen Frau.

Vor alten Zeiten wurde einmal von einer Sklavin im Harem eines indischen Königs ein Mädchen geboren, welches nach Gottes Rathschluß drei Brüste besaß, und zwar zwei auf der regel-

mäßigen Stelle und die dritte in der Mitte. Die Sterndeuter stellten sofort des Kindes Horoskop und fanden aus, daß dasselbe im höchsten Grade arglistig und betrügerisch sein werde. Sie benachrichtigten demnach den König, seine Tochter werde wol schön werden, aber ihre Treulosigkeit werde ihr in der ganzen Welt einen bösen Namen machen.

Als das Mädchen herangewachsen war, gab ihr der König eine Aussteuer und Geld und Edelsteine von unendlichem Werthe; zugleich aber machte er bekannt, daß, wer sie mit allen ihren Schätzen zum Weibe nähme, nicht in dem Königreiche verbleiben dürfe, sondern sich nach dem Auslande zu begeben habe — „auf daß", dachte er, „in meinem Reiche ihre Schlechtigkeit nicht zum Ausbruch komme". — Nun war aber der früher von den Sterndeutern ertheilte Ausspruch aller Welt bekannt geworden, weshalb Niemand sich geneigt zeigte, um die Hand des Mädchens anzuhalten.

Indessen lebte dort ein Blinder, welcher von Noth und Elend zum Aeußersten getrieben, bei sich überlegte: „Mag mich soviel Unglück treffen als da will, ich gehe mit dem Mädchen ins Ausland, da werde ich doch diese Armuth los!" — Gesagt, gethan; er hielt um die Prinzessin an; der König gab sie ihm mit ihrer ganzen reichen Aussteuer, und er zog dann in ein anderes Land.

Darüber verfloß einige Zeit, und die junge Frau verschmähte hartnäckig die Liebe des blinden Mannes; dagegen machte sie mit einem schönen Jüngling an ihrem Aufenthaltsorte Bekanntschaft, welchen sie täglich zu sich ins Haus kommen ließ. Sie machte sich dabei die Blindheit ihres Gatten zunutze und verspottete ihn mit ihrem Liebhaber wegen seines Gebrechens. Lange Zeit lebten sie also ihrer Lust und begnügten sich, den armen Blinden zu verlachen. Endlich aber beschlossen sie, ihn von der Erdoberfläche zu vertilgen. Zu dem Ende fingen sie im Garten eine schwarze Natter, zerstückelten sie, warfen sie in einen Tiegel und setzten sie aufs Feuer. Dann sprach die Frau zu dem Blinden: „Ich habe eine Fischsuppe für dich zu kochen, sie steht hier im Tiegel auf dem Herde. Komm nun und halte das Feuer darunter im Gange, daß es nicht ausgehe.“ — Der Blinde nahm also seinen Stab zur Hand, begab sich zu dem Tiegel und bemühte sich, das Feuer im Gange zu erhalten, während das Weib und der Liebhaber über seine Einfalt zusammen lachten und ihn höhnten.

Endlich hob aber der Blinde, um zu erfahren, ob das Gericht gar sei, den Deckel auf und rührte mit dem Ende seines Stabes den Inhalt des Tiegels um. Dadurch stieg der Dunst der Schlange in sein Gesicht, und kaum war dies ge-

schehen, als nach dem Willen des Herrn seine Augen sich aufthaten! Als er sich nun aber umblickte und die Schlange sah, die im Tiegel sott — und der Frau und des fremden Mannes Spott — da gerieth er in solchen Eifer, daß er die Frau prügelte und festgeknebelt dem Polizeivoigt übersandte.

Alsdann nahm er Alles, was sich an Hab und Gut in dem Hause vorfand und kehrte damit in sein Vaterland zurück. Das Wort Frau aber ließ er nicht wieder über seine Lippen kommen, wegen der Schamlosigkeit, welche er an jenem Scheusal erlebt hatte.

Nachdem der Papagai diese Geschichte erzählt hatte, hub das Weibchen an: „Allerdings gibt es viele treulose Frauen; wenn aber auch die meisten an dieser Untugend leiden, so folgt doch darum nicht, daß Alle schlecht sind. Gibt es Treulose, so ist doch auch die Zahl der Aufrichtigen unendlich. Daß du aber aus übermäßiger Liebe zu der Deinigen dich weder bei Tag noch bei Nacht von ihr trennen willst, das deutet auf nichts Gutes. Du solltest dich nie deinen Aeltern entfremden, und auf alle Weise bedacht sein, dir ihren Beifall zu erwerben. Nach der Aeltern Wohlgefallen zu

streben, ist der Kinder heiligste Pflicht; wo letztere ihre Aeltern erzürnen, da erhört Gott ihre Gebete nicht, wie unter den mannichfaltigen hierauf bezüglichen Geschichten die des Sâlih dies deutlich beweist."

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte Obeida, und das Papagaienweibchen erzählte:

Geschichte des Sâlih.

Vor alten Zeiten lebte einmal in der Stadt Balch ein Ascet, welcher einen Sohn mit Namen Sâlih (der Fromme) besaß. Die Sinnesart dieses war durchaus seinem Namen gemäß, er war ein frommer Jüngling, der sich dem Gottesdienste keinen Augenblick entzog. Nun ging der alte Ascet zum Jenseits hinüber und ließ den Sâlih als Waise zurück. Während dieser eines Tages seine Betübungen hielt, überlegte er bei sich Folgendes: „Ich lebe freilich im steten Gebet, aber wenn geschrieben steht: «Die Erkenntniß ohne die Werke ist wie ein Baum ohne Frucht», so werden mir auch meine Werke ohne Erkenntniß keinen Vortheil bringen. Ich muß mir daher einen gelehrten Meister zu verschaffen suchen, der mir die Erkenntniß beibringt."

Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, ging er, seiner Mutter Erlaubniß einzuholen; sie aber

verweigerte diese. „Meine Absicht", sprach er nunmehr bei sich selbst, „ist doch eine gute, wie wär's da, wenn ich mich ohne die Einwilligung meiner Mutter aufmachte?" — Gesagt, gethan; ohne Vorwissen seiner Mutter verließ er eines Tages Balch, und machte sich auf den Weg nach einer Stadt, in welcher es viele Theologen gab.

Auf der Reise kam er einst an einen Baum, bei welchem er anhielt, um etwas im Schatten zu rasten. Plötzlich kam ein Vogel auf den Baum geflogen und beschmuzte, indem er einem Bedürfniß genügte, seine Kleider. Das verdroß den Sâlih, und er warf einen zornigen Blick auf den Vogel, welcher sofort todt vom Baume herabfiel. Sein Zorn legte sich, und er brach auf, um weiterzuziehen, bis er, als schon der Abend nahe war, zu einer Herberge gelangte. Er trat an eine Thür und begehrte als Gast aufgenommen zu werden. Da kam ihm eine Frau entgegen, welche zu ihm sprach: „Wohl, du magst hier übernachten und deine Mahlzeit genießen; nur gedulde dich ein wenig, ich werde einen Fisch kochen und dir bringen."

Nun war aber Sâlih außerordentlich hungerig, und da die Frau übermäßig lange zauderte, so gerieth er in einen sehr elenden Zustand. Endlich war der Fisch gekocht und die Frau brachte ihn her, bei welcher Gelegenheit Sâlih ihr, weil sie

„Was ist das für eine Geschichte?“ fragte Obeida, und der Papagai erzählte:

Der Rath des Widders.

In den Geschichtsbüchern steht geschrieben, daß ein indischer Kaiser eines Tages auszog, um sich auf der Jagd zu vergnügen. Beim Hin- und Hersuchen führten ihn seine Schritte in eine Einöde. Daselbst erblickte er eine weibliche Schlange, welche mit einer männlichen Schlange von anderer Gattung spielte und aus Brunst sie umschlang und zärtlich umarmte. Der Kaiser gerieth darüber in solchen Zorn, daß er seinen scharfen Säbel nahm und auf die Schlange losging. Diese floh, jedoch traf sie der Hieb noch, sodaß sie ein Stückchen ihres Schwanzes einbüßte. In dieser Weise schlüpfte sie in ihr Loch und rettete sich.

Nach einiger Zeit kam das Männchen herbei und fragte, da es sie verwundet sah, was ihr zugestoßen. Sie antwortete: „Der Kaiser jener Stadt sah mich, als er in seinen Revieren jagte, lang ausgestreckt in bunter Farbenpracht daliegen und verliebte sich in mich. Die Leidenschaft regte aber sein Herz dergestalt auf, daß er, glühend und Gegenliebe von mir begehrend, das Kleid meiner Ehre zu beflecken dachte. Da ich ihm nun

widerstand, ergrimmte er und versetzte mich in diesen Zustand."

Darüber verdroß sich die männliche Schlange, und sie schlich sich in das Schlafgemach des Kaisers, woselbst sie sich zwischen den Rosen und wohlriechenden Kräutern, welche in einem Gefäß neben dem Bette standen, verbarg. Sie gedachte nämlich, nachdem der Kaiser schlafen gegangen, daraus hervorzukommen und ihn mit einem Biß zu vergiften.

Nach dem Rathschluß Gottes geschah es aber, daß, bevor der Kaiser eingeschlafen war, seine Frau an das Bett trat und sich niederzulegen begehrte. Der Kaiser verwehrte ihr dies und jagte sie fort. Sie aber warf sich ihm zu Füßen und fragte weinend nach der Ursache dieser Entfremdung, worauf er ihr sagte: „Da ich heut in dem Jagdrevier umherging, sah ich ein Schlangenweibchen, das sich vor übermäßiger Brunst krümmte und ein Männchen von anderer Gattung zu umarmen begehrte. Bei diesem Anblick schwoll mir die Ader des Zorns und ich suchte es umzubringen. Aber es entschlüpfte und ich schlug ihm nur mit dem Säbel ein Stück vom Schwanze ab. Tödten konnte ich es nicht. Da ich nun also auf das deutlichste gesehen habe, daß das weibliche Geschlecht lüstern und fleischlich gesinnt ist, so habe

ich fest beschlossen, mit Weibern hinfort nichts mehr zu thun zu haben."

Als die Frau dies hörte, zog sie sich betrübt zurück. Die Schlange vernahm aber ebenfalls die Worte des Kaisers und erkannte daraus seine Unschuld; sie glitt deshalb vor der Blumenvase herab, bat um Verzeihung, legte ihren Kopf schmeichlerisch auf die Erde und gelobte, nachdem sie sich als das Männchen jener Verruchten zu erkennen gegeben, jetzt, da ihr die Wahrheit bekannt geworden, sie umzubringen. Alsdann fragte sie den Kaiser, ob er irgendeinen Wunsch habe; er möge ihn ihr mittheilen, indem sie ihn erfüllen wolle. Der Kaiser antwortete sogleich: „Es ist mein innigster Wunsch, die Sprache der Thiere zu erlernen. Willst du mich dieselbe lehren, so geschieht mir damit ein großer Gefallen." — „O Kaiser", antwortete sie, „was du begehrst, ist möglich; aber versprich mir, daß du dich wohl hüten willst, irgendeinem Weibe davon zu sagen! Es gibt eine leichte Regel, nach welcher du aller Thiere Sprache verstehen wirst, die will ich dir beibringen. Wo du aber einer Frau davon sagst, da wirst du unfehlbar augenblicklich sterben."

Nach dieser strengen Verwarnung unterrichtete sie ihn in den Regeln der Thiersprache und nahm dann, ihren Kopf niederbeugend, Abschied. Wirk-

lich fing der Kaiser nunmehr aller Thiere Sprache zu verstehen an.

Gegen Morgen verlor die Frau des Kaisers die Geduld und kam wieder an sein Bett, woselbst sie ihm Rosenwasser und Sandelöl auf die Füße goß, um sich dann damit ihr Gesicht zu reiben. Es befanden sich aber in dem Zimmer in einem Käfig zwei Turteltauben; das Weibchen derselben sprach: „Ach, hätte ich doch etwas Sandelöl und Rosenwasser, um es auf deine Füße zu gießen und dann mein Gesicht darauf zu drücken!“ — Da der Kaiser dies hörte, fing er an zu lachen. Die Frau meinte nun, er lache, um sie zu verhöhnen, weshalb sie zornig unter Eidschwüren ausrief: „Ich will jetzt wissen, weshalb du gelacht hast. Sagst du mir's, so ist es gut; sagst du mir's aber nicht und behältst es für dich, da bringe ich mich selber um! Vorher hast du mich aus dem Schlafzimmer gewiesen, und jetzt verspottest du mich noch; warum dies? Was ist dies für ein unbegreifliches Betragen!“ — Also sprach sie weinend und gedachte, an sich selber Hand zu legen.

Da nun der Kaiser sah, daß sie aus Einfältigkeit sich wirklich ohne allen Grund umbringen wollte, gerieth er in Verlegenheit und sprach zu ihr flehend: „Ueber dich habe ich gar nicht gelacht, ich kam soeben hinter etwas dir Verborgenes und lachte aus Verwunderung darüber. Sage ich dir

aber, was es war, so ist mein Tod gewiß; darum laß ab, in mich zu dringen, sonst wirst du die Ursache meines Todes." — Da nun das Weib ihm dennoch heftig zusetzte, antwortete er ihr, da er nicht mehr ausweichen konnte, endlich: „An einem menschenleeren Orte will ich dir's sagen; denn nachdem ich es gesagt, muß ich sterben." — Er befahl also, daß alle Welt den Haremsgarten verlassen solle, woselbst er ihr die Mittheilung zu machen beschloß. Die Frau verhielt sich infolge dessen ruhig.

Nachdem der Tag angebrochen und Niemand mehr in dem Garten war, trat der Kaiser mit seiner Frau hinein. Unversehens gelangten sie an einen Brunnen, neben welchem nach Gottes Rathschluß zwei Schafe weideten. Das weibliche Schaf trat an den Rand des Brunnens, und da es innerhalb desselben frisches grünes Gras erblickte, sprach es zu dem Widder: „Wenn du mir das Gras da nicht aus dem Brunnen herausholst und mir zu fressen gibst, so werfe ich mich selber hinein." — Der Widder warf nun einen Blick auf das Gras und sah, daß es unmöglich sei, es herauszuholen. „Wenn ich", sprach er, „dir deinen Wunsch erfüllen wollte, da würde ich mein Leben einbüßen, und es wäre doch thöricht, mich aus Besorgniß, daß du dich umbringen möchtest, selber umzubringen. Ich bin doch nicht wie der

Kaiser, daß ich mich um eines Weibes willen in den Tod begeben sollte! Wie dir's gefällt! Willst du, so bringe dich um, oder willst du, so bleib leben, das ist mir völlig gleichgültig. Hier bist du und hier ist der Brunnen! Willst du sterben, so kann's nicht schneller als jetzt gleich geschehen!"

Da der Kaiser die kluge Rede des Widders vernahm, ließ er sich dieselbe in Seele und Herz als guten Rath, dienen und trat von seinem Versprechen zurück. Alles Bitten und Flehen der Frau half nun nichts mehr, und da er sein Geheimniß für sich behielt, so erhielt er sich fest auf dem Polstersitze der Herrschaft.

Also erzählte der Papagai. „O Obeida", fuhr er dann zu dem jungen Kaufmann gewandt fort, „ich sage dir nicht, du sollest deiner Frau entsagen; ich meine nur, du sollst nicht immer bei ihr sein, nicht die Gesellschaft deiner Aeltern völlig meiden."

Diese Rathschläge machten wirklich auf den Obeida einen guten Eindruck, sodaß er sich bei Tage mit Handel beschäftigte und seine Aeltern besuchte und nur die Nacht der Unterhaltung mit seiner Frau widmete.

Nachdem er also seine Erzählung beendigt, sprach der weise Papagai zur Mâhi-Scheker: „Auch du wirst, wenn du etwas gegen diese Rathschläge thust, sicher der Reue anheimfallen. Fange es demnach so an, daß du sowol deinem Geliebten möglichst nützest, andererseits dich aber auch nicht Schlägen von deinem Ehemann aussetzest. Jetzt aber zögere nicht mehr, sondern eile zu deinem Freunde!“

Die junge Frau machte sich also auf zu gehen. Wie sie aber heraustrat, da sah sie, daß es Morgen geworden war. Die gewünschte Zusammenkunft war also wieder misglückt, und sie mußte sich auf den folgenden Abend vertrösten.

Achtundzwanzigster Abend.

Als der folgende Abend herangekommen war, trat Mâhi-Scheker wieder zu dem Käfig, um sich bei dem weisen Vogel zu beurlauben. „O Papagai", sprach sie, „gestern riethest du mir, ich solle, wenn ich auch meinem Geliebten den Vorzug schenke, doch auch gegen meinen Ehemann Rücksichten haben und durch kluges Benehmen es dahin bringen, daß ich im Besitze Beider verbleibe. Dieser deiner Ansicht stimme ich nicht bei. Ich bin ja nicht die einzige Liebende in der Welt; im Gegentheil, es gibt unzählige Andere, denen Gegenliebe und Genuß zutheil geworden ist. Warum sollte ich nun, wie die Andern, meinen Ehemann nicht fahren lassen?" — „O Mâhi-Scheker", antwortete der Papagai, „meinst du, du wollest auf den Pfaden der Liebe Andern nachahmen? Beim All-

mächtigen, da ergeht es dir wie dem Barbier, der dem Kaufmann nachahmte!"

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte Mâhi-Scheker, und der Papagai erzählte:

Geschichte von dem Barbier, der dem Kaufmann nachahmte.

In Erzerum lebte vor Zeiten ein Kaufmann, der das Maß seiner Schätze selber nicht kannte. Da derselbe eines Tages vor sich selber hinsann, stieg bei ihm der Gedanke auf, daß es doch mit den Reichthümern, die er erworben, und mit den Freuden der Welt nichts sei. „Mein Leben", sprach er, „ist zu seinem Ende gediehen; ich will daher für die Ewigkeit meine Vorkehrungen treffen, und mit der Vergangenheit meine Rechnung abschließen. Was ich an Hab und Gut erworben, will ich um Gotteswillen den Armen als Almosen geben, um also der ewigen Seligkeit in den Paradiesesgärten theilhaftig zu werden."

Gesagt, gethan. Er vertheilte sein ganzes Vermögen als Almosen. In der Nacht aber, nachdem dies geschehen, sah er im Traume einen Greisen — einen hochweisen, — welcher zu ihm sprach: „Ich bin der Genius der Kraft deines Glücks. Da du dein ganzes Vermögen um Gotteswillen an die Armen gegeben hast, so ist der Allmächtige

dir gnädig gewesen. «Wer wohlthut», so lautet ein heiliger Spruch, «dem wird zehnfacher Lohn zutheil», und deshalb hat auch der Herr dir in der andern Welt eine hohe Stelle angewiesen. Aber auch hienieden will er dir gnädig und freundlich sein, und deshalb hat er mich dir unterthan gemacht. Davon dich zu unterrichten bin ich hergekommen. Morgen werde ich als Brahmane vor dir erscheinen; alsdann nimm unverzüglich einen Stock und schlag' mich damit auf den Kopf. Ich werde dann zusammenbrechen und mich auf den Boden als lebloser Leichnam ausstrecken. Wenn dies geschehen, da mußt du mich aufheben und an einem geeigneten Orte bewahren. Denn wenn du später Geld bedarfst, da brauchst du nur von meinem Körper ein Stück abzuschneiden, welches sich sofort in Gold verwandeln wird. Davon magst du dann was du brauchst ausgeben. Aber dies Geheimniß darfst du bei Niemandem lautbar werden lassen!" — Mit diesen Worten verschwand er vor seinen Blicken.

Den folgenden Tag trat der Kaufmann in eine Barbierstube, um sich den Bart scheren zu lassen, und siehe da, das Wesen, welches er im Traume gesehen, kam in Brahmanentracht zu ihm herein. Schnell sprang er nun auf und gab ihm mit dem Stocke so starke Schläge auf den Kopf, daß er niederstürzte. Der arme Barbier, der dies ansah,

war außer sich vor Staunen; der Kaufmann aber schnitt von der Leiche ein Stückchen ab, welches er dem Barbier gab, und welches sich in des Letztern Hand in reines probeechtes Gold verwandelte. Er nahm das aus Fleisch entstandene Metall und freute sich darüber; der Kaufmann aber steckte den Rest des Leichnams in einen Sack, nahm diesen auf den Rücken und ging fort, nachdem er den Barbier um Alles in der Welt angefleht, die Sache nicht auszuplaudern.

Nun war aber der Barbier ein höchst einfältiger Mensch. Da ihm das Geheimniß des Kaufmanns unbekannt war, so bildete er sich ein, jeder Brahmane, den man todtschlage, werde zu reinem Golde. Eines Tages bereitete er ein kostbares Gastmahl, zu welchem er alle seine Freunde und Bekannten einlud. Unter den Gästen befand sich auch ein in der Gottesgelehrtheit ausgezeichneter Brahmane, ein Bewohner jener Stadt; dieser trat eben mit allem Pomp in die Hausthür, als der Barbier einen dicken Stab ergriff und den Unglücklichen dergestalt auf den Kopf schlug, daß er betäubt niederfiel. Die sämmtlichen Gäste waren darüber außer sich. „Was ist das", riefen sie aus, „daß du einen Mann, dessen Hand wir küssen und um dessen Segen wir bitten, so ohne sein Verschulden beleidigst?" — Damit ergriffen sie ihn und führten ihn vor den Richter, welcher ihn

befragte, warum er diesen Frevel begangen habe. Der Barbier erzählte darauf, was er von dem Kaufmann gesehen, worauf man sofort den Letztern herbeirief, um ihn zu fragen, was vorgefallen sei.

Der Kaufmann fürchtete nun, daß sein Geheimniß an den Tag kommen möge, weshalb er rasch den Pfad der List einschlug und sprach: „O Kadi, kann ein Mann, der nur ein Fünkchen Verstand im Kopfe hat, solchem Gerede Glauben schenken? Wird denn ein menschlicher Körper zu Gold, wenn man ihn prügelt? Du machst dich vor den Leuten lächerlich, indem du so tolle Reden als wahr hinnimmst! Soviel ich weiß, ist dieser Barbier ein geschickter Meister in seiner Kunst — aber, Gott weiß', in seinem Hirn mag eine Verwirrung eingetreten sein, denn dies sind offenbare Anzeichen des Wahnsinns! Man sollte ihn in ein Irrenhaus bringen und ihn mit Arzneien und Klystieren behandeln; da würde ihm hoffentlich bald die Besinnung wiederkehren, und er könnte nach der Genesung sein Gewerbe wieder betreiben.

Die Häupter der Stadt, welche in der Versammlung anwesend waren, fanden diesen Vorschlag verständig; nach dem Rathe des Kaufmanns und dem Befehl des Kadi wurde also der Barbier in ein Irrenhaus gebracht, woselbst er bis Gott weiß wie lange verblieb, und mit

unendlich viel Schlägen und Heiltränken regalirt wurde.

Nach dieser Erzählung fuhr der Papagai fort: „O Mâhi-Scheker, diese Geschichte habe ich dir als warnendes Beispiel vorgetragen, um dir zu zeigen, welches Unglück Denjenigen betrifft, der andern Leuten nachahmt. Dadurch daß man thut, was Andere thun, bringt man hienieden seine Angelegenheiten nicht zum Ziele. Und gar im Thal der Liebe Andern nachahmen — das ist eine Todsünde!"

Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf Mâhi-Scheker, sodaß sie lange Zeit in Nachdenken versunken dastand. Dann sprach sie: „O Papagai, diese Nacht habe ich einen seltsamen Traum gehabt, den sollst du mir deuten." — „Laß hören!" erwiderte der Papagai. „In der Welt der Träume", erzählte die junge Frau, „reichte man mir von der Welt der Verborgenheit her einen Apfel und eine Flasche mit Rosenwasser, deren süßer Geruch in meine Nase duftete. In dem Augenblick aber wachte ich auf. Nun sage mir, ist das etwas Gutes?" — „Ja", antwortete der Vogel, „der Traum ist gut. Der Apfel bedeutet deinen Gatten Sâid — des Apfels Wohlgeruch ist die gei-

stige und sein Fleisch die irdische Speise, welche dir durch deinen Gemahl zutheil wird. Die Flasche mit Rosenwasser dagegen ist die Liebe des vornehmen Jünglings, welche den Gaumen deiner Leidenschaft umduftet. Diese Deutung aber will soviel sagen, als daß du — die Wahrheit wird sich bald zeigen —, gleichwie der König von China außer seiner Gemahlin noch die Tochter des Beherrschers von Medinet-el-Ukr heimführte, binnen kurzem sowol deinen Gatten Sâid wiedersehen, als auch zum Genusse deines Geliebten gelangen sollst."

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte Mâhi-Scheker, und der Papagai erzählte:

Geschichte des Königs von China.

Ein König in den chinesischen Reichen stieß eines Tages beim Jagen auf ein wunderbares und seltsames Thier. Nachdem er dasselbe erlegt hatte, rief er seinen Begleitern zu: „Gibt es denn wol in der Welt ein Mädchen, das so lieblich und anmuthig wäre wie dieses Thier? Möchte mir doch einmal ein so reizendes Geschöpf zutheil werden!"

Da hub einer der anwesenden Hofleute an, die reizenden Jungfrauen, die sinnentrückenden — herzbeglückenden — eines gewissen Landes zu preisen

und zu rühmen. Es befand sich aber im Gefolge des Königs auch ein Vezier, ein unübertroffener Gelehrter in jeglichem Wissen, vorzüglich aber in der Weltweisheit und andern fremdartigen Disciplinen ein vollendeter Meister. Derselbe erhob sein Haupt und sprach: „O König, die Frage, ob auf dem Erdboden sich eine Schöne nach deinen Wünschen finde, gleicht der Beschäftigung mit der Auffindung des Vogels Anka oder des Steins der Weisen, d. h. es ist ein Streben, dessen Ergebniß die Reue sein wird. Denn da Hitze und Kälte auf die Erdenbewohner einwirkt, so muß sich auch an den Körpern hier eine gewisse Starrheit und dort eine gewisse Dürre zeigen, das leidet keinen Zweifel! Indessen befindet sich in dem und dem Lande, dem vor der Welt Augen verhüllten — wonneerfüllten — ein Städtchen — das ist ein Brunnquell schöner Mädchen. — durch die Kraft des Wissens hab' ich es entdeckt, man nennt es Medinet-el-Ukr. Wollte man jener Stadt Herzensdiebchen — und reizende Liebchen — beschreiben, da würde jeder Abschnitt tausend Capitel und jedes Capitel ein ganzes Buch ausmachen. Anmuth und Lieblichkeit sind eine Eigenthümlichkeit jenes Orts. Die Tochter des Königs aber übertrifft noch die Andern alle an Schönheit."

Der weise Vezier erging sich nunmehr so sehr im Lobe der Königstochter von Medinet-el-Ukr,

daß sein Herr sich durch Hörensagen in sie verliebte. Seine Leidenschaft wuchs von Tag zu Tag, bis er nach längerer Zeit zu dem Vezier sprach: „Diesen Schmerz verdanke ich dir; darum verlange ich auch von dir die Arznei.“ — „Warum auch nicht“, antwortete der Vezier, „wenn mein König befiehlt, so bemühe ich mich, die Arznei zu beschaffen. Nur bin ich alt und hinfällig; hätte ich Kraft, da würde ich, wie sich's gebührt, meinem Könige als Wegweiser nach jenem Lande dienen; denn mit Gottes Hülfe würde es uns wol nicht fehlen, das schöne Mädchen zu gewinnen, wenn wir nur in jenem Lande wären. Leider bin ich nicht im Stande zu reisen, außer bis an die Landesgrenze, denn soweit geht es über das Meer. Weiter kann ich nicht kommen. Ich muß mich also begnügen, dort zu bleiben und dir die Richtung anzugeben. Meine Gebete werden dich dann ferner begleiten, und, so Gott will, werden deine Wünsche erfüllt werden.“

Ueber diese frohe Botschaft ward der König sehr froh; er übergab sogleich die Regierung einem zuverlässigen Vezier und machte sich in Pilgertracht auf die Reise. Der weise Alte begleitete ihn. Am Meeresufer bestiegen sie ein Schiff und fuhren damit viele Tage und Nächte, bis sie an einer reizenden Küste anlandeten. Von dort gelangten sie an eine Stadt, welche der Vezier als

die Grenze des Gebiets von Medinet-el-Ukr bezeichnete. „Diese Grenze zu überschreiten", sprach er, „vermag dein Knecht nicht; ich verbleibe also hier, du aber mache dich mit Glück auf den Weg! Am vierten Morgen deiner Reise wirst du am Rande einer Gartenlandschaft auf einen quellenreichen Platz gelangen, wo du wunderbare Dinge erleben wirst. Gott wolle dir deine Wünsche gewähren und dir den Gegenstand deiner Sehnsucht bescheren! Wenn du mit Gottes Hülfe zurückkommst, so wirst du mich hier finden!"

Der König stieg nunmehr zu Pferde und trat die Reise an. Am vierten Tage gelangte er in der That auf den Quellenplatz am Rande der Gartenlandschaft. Er trank dort von dem Wasser und ruhte mit seinen Begleitern etwas aus, als unversehens zwei Männer herankamen, welche sich ebenfalls an der Quelle niedersetzten und daselbst in einen Wortwechsel geriethen. Der König näherte sich ihnen und fragte sie nach der Ursache, worauf sie ihm erwiderten: „Wir streiten uns erstlich um einen Beutel, aus welchem man so oft und soviel Geld, als man will und gebraucht, herausnehmen kann, ohne daß sich der Inhalt um das Geringste vermindert; zweitens um einen hölzernen Napf, aus welchem man alle Speisen und Getränke nehmen kann, die man nur begehrt; drittens um ein Paar Sandalen, welche den sie sich Anlegenden

in einem Augenblick an jeden Ort hintragen, wohin er sich wünscht, und endlich viertens um ein Schwert, welches die Eigenthümlichkeit hat, daß, wenn man es nach Sonnenaufgang in einer Einöde auszieht, sich sofort daselbst eine große Stadt mit allerlei Bazaren und Kaufläden bildet, daß aber, sobald man es sich um die Hüften schnallt, das Ganze wieder aus den Augen verschwindet. Diese Gegenstände sind je mit besondern Talismanen gearbeitet, es sind Schattenbilder der Einbildung von der Art der Magie, deren Wirkung aber auf alle Zeiten festbleibt. Da hast du den Grund unsers Zwistes; wir wollten die vier Gegenstände unter uns vertheilen, und da wir damit nicht zustande kamen, sahen wir uns nach einem Schiedsrichter um, der die Theilung vornehmen sollte. Gott sei gelobt, daß wir dich getroffen haben; wie du immer entscheidest, so sind wir's zufrieden."

Damit legten sie die besagten Gegenstände vor dem Könige nieder, welcher sich zu dem Schiedsrichteramte bereitfinden ließ und ihnen antwortete: „So geht jetzt und bringt mir zwei Bälle mit einem Schlägel; ich werde beide wegschleudern, und wer sie mir zuerst wiederbringt, dem gebe ich die Gegenstände, denn ihm gebühren sie."

Die entzweiten Brüder liefen also eiligst, um den Schlägel und die Bälle herzuholen. Kaum aber waren sie fort, als der König von China

bei sich selber sprach: „Eine bessere Gelegenheit als diese, meinen Wunsch zu erreichen, gibt es durchaus nicht.“ — Dann legte er das Schwert an, steckte den Beutel in die Busentasche, nahm den Napf in die Hand, band die Sandalen unter seine Füße und faßte also die Absicht, beim Schlosse des Königs von Medinet-el-Ukr zu sein. Kaum hatte er seine Gedanken dahin gerichtet, als er sich auch schon an Ort und Stelle befand.

Er blickte nun ringsumher und forschte nach einem Mittel, in das Innere zu gelangen, als plötzlich seine Augen auf jemand Bekanntes trafen. „Wer mag das sein?“ sprach er bei sich selbst; wie er aber genauer hinblickte, erkannte er den Sohn des zweiten Veziers, welchem er die Sorge um sein Reich anvertraut hatte. Dieser Jüngling war nämlich zugegen gewesen, als der weise Alte dem Könige jenes Mädchen so sehr anpries; auch er hatte sich bei jenen Mittheilungen in die unbekannte Schöne verliebt, und als geschicktem Zauberer war es ihm durch die Kraft der Magie gelungen, bis vor den Palast zu bringen. Aber auf die Fürbitte des weisen Alten hatte der Allmächtige der schönen Prinzessin Liebe zu dem Könige von China eingeflößt, sodaß sie bestimmt erklärte, sich mit keinem Andern als nur mit ihm verheirathen zu wollen. „Ich habe ihn“, flehte sie

ihren Vater an, „im Traume gesehen und verlange nur ihn.“

Der König rief nun den Vezierssohn heran und fragte ihn, wie und zu welchem Zwecke er nach Medinet-el-Ukr gelangt sei, worauf ihm jener offenherzig erzählte, wie er von Hörensagen durch die Mittheilungen des greisen Veziers in das Mädchen verliebt geworden, wie er sich durch Zauberkraft hierherversetzt habe, wie aber die Jungfrau den König von China im Traume gesehen, sich in ihn verliebt und ihn zu heirathen verlangt habe. Der König vernahm dies mit Freuden und dankte dem Allmächtigen.

Es hatten aber die Bewohner von Medinet-el-Ukr schon von den herrlichen Eigenschaften des Königs von China gehört, und die Weisen des Landes hatten ihrem Beherrscher genau die Zeit angegeben, wo derselbe erscheinen werde, sodaß man seiner wartete. Während er nun mit dem Veziersohne sprach, benachrichtigte man den Vater der Schönen, welcher den Ankömmling mit den mannichfaltigsten Ehrenbezeigungen empfing, ihn auf seinem eigenen Sitze Platz nehmen ließ und überhaupt Alles that, was die Höflichkeit gegen einen so vornehmen Gast verlangte. Alsdann theilten sie sich gegenseitig ihre Wünsche mit, worauf der Beherrscher von Medinet-el-Ukr seine Tochter mit einer Aussteuer von unermeßlichem Reich-

thum und vielen Edelsteinen u. s. w. dem Könige von China zum Weibe gab. Alsdann bat Letzterer um Erlaubniß, in seine Heimat zurückkehren zu dürfen. Er erhielt dieselbe und zugleich wurde ihm die junge Frau übergeben. Er sagte dann Lebewohl und faßte, nachdem er die Sandalen unter seine Füße gebunden und seine Geliebte Brust an Brust so fest an sich gedrückt hatte, als wären sie ein einziges Wesen, die Absicht wieder an den Rand der früher erwähnten Quelle zu gelangen, und siehe da, windschnell sahen sie sich auf der Stelle.

Indessen hatten die Gebete des weisen Alten bewirkt, daß der Zauber des Vezierssohns an Kraft verlor, sodaß er keine sehr große Dinge mehr vollbringen konnte. Um nun nicht ganz allein in die Heimat zurückkehren zu müssen, verwandelte er sich in eine Mücke und setzte sich also auf den König, eine List, welche ihm nicht allein den Genuß verschaffte, die Schönheit der jungen Frau bewundern zu können, sondern durch welche er zugleich auf leichte Weise an die Quelle gelangte. Der König, welcher hiervon nichts ahnte, ließ sich am Rande nieder, um auszuruhen.

Daselbst aber traten die beiden Brüder, die Eigenthümer der vier wunderbaren Gegenstände, in derselben Weise wie früher abermals vor ihn. „Verzeiht", redete der König sie an, „was ich ge-

than, und glaubt, daß mich nicht Habsucht dazu bewogen, sondern nur die Hoffnung, eine wichtige Angelegenheit zum Ziele zu führen." — „O König", antworteten die Jünglinge, „wir wissen, wer du bist, wir selber sind dir unterthan und haben uns um jenes Geschäft bemüht. Daß wir, nachdem wir dir die vier Gegenstände übergeben, fortgingen, geschah nur, weil wir dich durch unser Anerbieten nicht zu lästigem Danke verpflichten wollten. Gott sei Dank, du hast deinen Wunsch erreicht; doch sollst du auch die vier Gegenstände behalten, wir machen sie dir zum Geschenk. Möge der Allmächtige dir Alles leicht machen, was du unternimmst! Gedenke unserer in deinen Gebeten, wir wollen dir auch die Kunst lehren, in jeden beliebigen Körper überzugehen."

Zu diesem Ende nannten sie ihm einen wunderkräftigen Gottesnamen, welchen aber der Vezierssohn auch anhörte; denn derselbe war ohne Vorwissen des Königs gegenwärtig. Die jungen Männer sagten nun Lebewohl und schieden; der König aber setzte seine Reise fort und gelangte am vierten Morgen wieder an den Ort, wo er den weisen Vezier verlassen hatte. Dieser dankte Gott wegen der glücklichen Rückkehr seines Herrn, und sie machten sich zusammen auf den Weg. Bald befanden sie sich an der Meeresküste, bestiegen ein Schiff, welches sie dort vorfanden, und erreichten

nach vielen Tagen endlich ihre chinesische Heimat. Daselbst wurde die junge Frau in das Harem geführt, und der König saß auf dem Polster der Herrschaft in Lust und Herrlichkeit, während der Veziersohn ihn stets in Mückengestalt beobachtete.

Als eines Tages der König sich auf der Jagd befand, sprang eine Antilope vor ihm auf. Er verfolgte sie im hastigen Lauf und entfernte sich dadurch weit von seinem Gefolge. Endlich holte er sie ein, durchbohrte sie und stieg dann vom Pferde, um ihr die Kehle abzuschneiden. Nach dem Rathschlusse Gottes fiel es ihm aber ein, doch einmal zu sehen, ob der Gottesname, welchen er an der bewußten Quelle gelernt hatte, wirklich so wunderkräftig sei, und um eine Probe zu machen, verließ er seinen Körper und begab sich in den der Antilope. Kaum sah aber der Veziersohn, welcher ihn als Mücke fortwährend umschwärmte, seinen Körper leer, als er sich selber hineinbegab und, sich auf das Roß des Herrschers schwingend, zu dem Gefolge enteilte, welches er bald erreichte. Also kehrte er nach dem Palast zurück, woselbst die Haremswache, ihn für den König haltend, ihn ehrfurchtsvoll in die innern Gemächer führte.

Die Neuvermählte aber hatte ihn nicht sobald erblickt, als sie auch schon in seinen Bewegungen und Manieren etwas Fremdartiges wahrnahm, sodaß sie bei sich selber sprach: „Dies kann der

König nicht sein; es muß hier Jemand einen Betrug gespielt haben, dessen Ursprung sicher der am Quellenrande uns mitgetheilte wunderbare Gottesname ist." — Sie hielt es demnach für das Beste, sich krank zu stellen. Da nun der betrügerische Veziersohn hier seinen Wunsch nicht erreichte, sprach er bei sich selbst: „Solange es geht, muß ich mir die Gelegenheit zunutze machen; darum will ich mich nach den Andern umsehen!" — Damit begab er sich in das Zimmer der ältern Gemahlin des Königs, welche ihm mit Ehrerbietung entgegenkam. Nach einer kurzen Unterhaltung stiegen aber auch bei ihr Zweifel auf, weshalb sie, einen Betrug fürchtend, jede Annäherung vermied und sich ebenfalls für krank ausgab. Kurz, jener Niederträchtige versicherte umsonst mit Bitten und Flehen die beiden Frauen je in ihrem Schlafgemach seiner Liebe, er erreichte nichts bei ihnen.

Darüber verfloß längere Zeit, während welcher der König in dem Körper der Antilope umherlief, bis er eines Tages auf den Leichnam eines verstorbenen Papagaien stieß. Da sprach er bei sich selbst: „Anstatt in der Antilope zu bleiben und über Berge und Steppen zu rennen, will ich doch lieber in den Körper des Papagaien übergehen; vielleicht löst sich dadurch der Knoten meines Unglücks."

Gesagt, gethan; er begab sich in den Körper

des Vogels, öffnete seine Schwingen und flog geraden Weges auf sein Schloß zu, wo er sich vor dem Fenster des Zimmers seiner zweiten Gemahlin niedersetzte. Er fand sie, die Engelgleiche — Anmuthreiche — krank im Bette; neben ihrem Pfühle aber sah er den arglistigen Veziersohn sitzen, welcher sie um Liebe anflehte. Bei diesem Anblicke stieg ihm ein tiefer Seufzer auf, indessen bezwang er seine Gefühle. Als aber der Veziersohn, für jenen Tag am Ende seine Hoffnungen aufgebend, sich erhob und fortging und Niemand außer der jungen Frau in dem Zimmer verblieb, da schlug er mit den Flügeln an das Fenster, rief seine Gemahlin zu sich und erzählte ihr umständlich Alles, was sich ereignet. „Aber", fragte sie, nachdem sie den Zusammenhang erfahren, „was ist bei der Sache zu machen?" — „Thue, was du willst", antwortete der König, „nur suche meinen Körper von der abscheulichen Seele jenes Veziersohns frei zu machen!" — Nachdem er ihr darauf hierüber einige Mittheilungen gemacht hatte, versteckte er sich in einem Winkel des Gartens und wartete ruhig auf den günstigen Zeitpunkt. „Denn", sprach er, „mit Gottes Hülfe wird sich schon eine Gelegenheit finden."

Als nun den folgenden Tag der Veziersohn wie gewöhnlich an den Pfühl der jungen Frau trat und ihr seine Bitten wiederholte, sprach sie:

„Meine Zurückhaltung gegen dich hat ihren Grund in einem Verdachte, der mir aufgestoßen ist und welcher mich so sehr bekümmert, daß ich davon krank geworden bin. Es können sich doch, meine ich, auf dieser Erde immerhin zwei Menschen sehr ähnlich sehen; nun ist vielleicht dem Könige ein Unglück zugestoßen, und die Großen des Reichs haben dich wegen deiner großen Aehnlichkeit mit ihm genommen, damit die Feinde nichts gewahr werden, und dich zum Könige gemacht. Diesem Zweifel bin ich nun einmal anheimgefallen, und ich werde ihn nicht los, wenn du mich nicht eine gewisse Probe anstellen lässest." — „Tugendsame Herrin", antwortete der Veziersſohn, „was für tolle Reden führst du im Munde? Verträgt sich denn wol solcher Betrug, solche Arglist mit der Herrscherwürde? Wie kann man solche sinnlose Einfälle haben? Wenn du aber sonst deine Zweifel nicht loswerden kannst, so sage nur, wie du mich auf die Probe stellen willst, und dann mache deinen Versuch." — „Auf der Reise des Königs nach Medinet-el-Ukr", erwiderte die junge Frau, „wurde ihm von zwei jungen Leuten an einer Quelle ein Gottesname gelehrt, durch dessen Wunderkraft er in jeden Körper nach Wunsch eintreten konnte. Wenn du dies vermagst, da ist mein Zweifel gehoben." — „Nichts ist leichter als das", antwortete der Veziersſohn und befahl, einen hin-

kenden Esel herzubringen, welchen er schlachtete und in dessen Körper er dann hineinging. Diese gute Gelegenheit benutzte aber rasch der König, welcher den Papageienkörper verließ und von seinem eigenen Leibe wieder Besitz nahm.

Der betrügerische Veziersſohn wurde nun auf alle Weise geplagt; er mußte schwere Lasten und Steine schleppen, und starb endlich an wundem Rücken. Der König dagegen saß fest auf dem Throne der Herrschaft, er regierte sein Volk und genoß der Liebe seiner ersten Gattin und der schönen Königstochter von Medinet=el=Ukr.

Also erzählte der weise Papagai. „O Mâhi-Scheker", fuhr er dann fort, „ich habe dir diese Geschichte vorgetragen, auf daß du eine nützliche Lehre daraus ziehen mögest.

Den Leuten erzählt man nur darum Geschichten,
Daß nach der Moral nachher sie sich richten.

Um deiner Unschuld und um des Traumes willen, den du gehabt hast, sollst du nun auch neben deinem Ehemanne noch deinen Geliebten besitzen. Sâid, dein Gemahl, bleibt dir immer; trachte nur, daß der vornehme Jüngling dir nicht entgehe, und genieße dein Leben mit ihm."

Mâhi-Scheker machte sich nunmehr auf zu gehen. Wie sie aber heraustrat, sah sie, daß es Morgen geworden war und daß demnach ihr Wunsch abermals auf den folgenden Tag verbleiben mußte.

Nun weicht, ihr armen Leute, weicht!
Und sei es euch gesagt,
Es hat der hohe Divan
Auf morgen sich vertagt!

Neunundzwanzigster Abend.

Kaum war am folgenden Tage die Sonne untergegangen, als Mâhi-Scheker wieder zu dem Vogel trat, um die Erlaubniß zu dem bewußten Gange einzuholen. „O Papagai", redete sie ihn an, „aus der Erzählung der letzten Nacht entnehme ich die Lehre, daß Jemand, dem ein Einzelnes nicht genügt, durch hohes Streben, gleich dem König von China, alle seine Wünsche erreichen kann. Wollte ich mich nun mit Sâid allein begnügen, so wäre das niedrige Gesinnung, und wollte ich allein den vornehmen Jüngling besitzen, so wäre das die ärgste Thorheit. Ich gedenke mich daher nicht mit Einem zu begnügen, sondern werde mich bemühen, Beide zu gewinnen. Wenn ich jetzt zu meinem Geliebten hinginge, und, wie es wahrscheinlich ist, Sâid bald ankommt und die Sache erfährt, dann verlöre ich Erstern wieder. Es ist deshalb durch-

aus vortheilhaft für mich, mich jetzt zu gedulden, und meinen Besuch bis nach der Ankunft meines Gatten zu verschieben, um dann der Liebe Beider zu genießen."

„O Mâhi-Scheker", antwortete der Papagai, „was du hier begehrst und zu erreichen hoffest, das nennt man nicht hohes Streben, der richtige Ausdruck dafür ist Habgier. Ein vorhandenes Glück soll man sich nicht aus den Händen entschlüpfen lassen, sondern es sich vielmehr zunutze machen. «Baares Geld», sagt das Sprichwort, «ist besser als Credit», und so ist es auch für dich vortheilhafter, den Genuß des heutigen Tages nicht auf morgen zu verschieben, sondern vielmehr die Gelegenheit zu erfassen. Genieße darum jetzt den Umgang mit deinem Freunde, der mit Sâid bleibt dir ja. Denn der Mensch, welcher das gegenwärtige Glück nicht zu schätzen weiß und immer mehr verlangt, der fällt ohne Zweifel am Ende der Reue anheim, gleich den vier Reisegefährten, welche immer mehr verlangten und am Ende nichts erhielten."

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte Mâhi-Scheker, und der Papagai erzählte:

Geschichte von den vier habsüchtigen Reisegefährten.

Vor alten Zeiten lebten in der Stadt Balch vier Freunde, welche weder in Glück und Freude

— noch in Noth und Leide — sich je voneinander trennen. Aber der Stern ihres Glücks wollte nun einmal, anstatt aufzusteigen, nur niedersinken, und sie geriethen in eine unerträgliche Armuth, weshalb sie einmüthig auszuwandern beschlossen. Sie verließen also Balch und kamen nach Dâghestân, woselbst damals ein vollendeter Weiser, ein unübertroffener Meister in den Wissenschaften des Wunderbaren lebte. Sie machten demselben ihre Aufwartung und blieben bei ihm zu Gaste, dann erzählten sie ihm von ihren Umständen und klagten ihm ihre Armuth und ihr Elend. Der Alte erbarmte sich ihrer und zog, nachdem er eine Weile nachgesonnen, vier Siegel aus seiner Busentasche hervor, welche er ihnen mit den Worten übergab: „Ein Jeder von euch hefte eins dieser Siegel auf seinen Turban, und wo dann eins derselben zu Boden fällt, da hat sein Besitzer nachzugraben. Dort nämlich findet sich sein Glücksloos. Es ist euch gestattet, mit Einwilligung des Eigenthümers, dessen Glücksloos zu Zweien oder mehr gemeinschaftlich zu besitzen; wollt ihr dagegen ein Jeder sein besonderes Loos haben, da braucht ihr nur an den bezeichneten Stellen zu graben." — Damit überreichte er ihnen die Siegel und entließ sie.

Wie nun die Vier ihres Weges zogen, da fiel nach dem Willen des Allmächtigen das Siegel des

Einen zur Erde. Sofort bearbeiteten sie die Stelle mit dem Spaten und fanden eine Kupfergrube. Der Eigenthümer redete nun seinen Genossen zu, wenn es ihnen beliebte, dort zu bleiben und Mitbesitzer der Grube zu werden. Sie wareu aber damit nicht zufrieden, sondern bedeuteten ihm, daß sie ihre eigenen Loose suchen wollten. Indem sie ihn also bei seinem Eigenthum zurückließen, zogen sie weiter, worauf bald das Siegel eines Zweiten zur Erde fiel. Auch diese Stelle gruben sie auf und fanden eine Silbergrube. Wie der Erste, so nöthigte auch der Zweite seine Genossen, mit ihm in Gemeinschaft zu treten. Diese waren abermals nicht damit zufrieden und zogen, ihn zurücklassend, weiter. Nach einer Weile fiel auch das dritte Siegel zur Erde, und sie gruben wieder die Stelle auf. Es zeigte sich hier eine Goldmine, deren Eigenthümer dem alleiu noch bei ihm befindlichen vierten Genossen denselben Vorschlag machte, wie die frühern, ohne indessen von ihm erhört zu werden. „Alle meine Gefährten", antwortete er, „haben jetzt ihr Loos, und es hat sich als etwas Erkleckliches ausgewiesen. Nur mein Siegel ist noch nicht zur Erde gefallen. Deshalb will ich weiter gehen, bis dies geschieht. Ich hoffe, daß mir eine Diamantengrube zufallen wird."

Damit zog er weiter, bis nach einigen Tagen auch sein Siegel zur Erde fiel. Sofort grub er

die Stelle auf, und siehe, das Verhängniß hatte ihm eine Eisengrube bestimmt! Als er dies bemerkte, ward ihm die Welt zu enge und er verlor fast die Besinnung. Er bereute nunmehr, nicht der Einladung des Eigenthümers der Goldgrube gefolgt zu sein, und verließ endlich seine Eisengrube, um denselben aufzusuchen. Er fand aber keine Spur von ihm. Traurig kehrte er nun zurück, um den weisen Scheich um Beistand zu bitten; wie er ihn aber nach dem Eigenthümer der Goldmine befragte, antwortete der Alte: „Der ist gestern nach dem Jenseits hinübergegangen!" — Da also diese Hoffnung fehlgeschlagen war, beschloß er, sich mit seinem eigenen Glücksloose, der Eisengrube, zu begnügen; er suchte und forschte auf das sorgfältigste nach ihr, konnte aber von ihr keine Spur mehr finden, sodaß er, in jeder Hinsicht beschämt und in seinen Hoffnungen getäuscht dastand.

Also erzählte der Papagai. „O Mâhi-Scheker", fuhr er dann fort, „auch du wirst, wenn du zu viel verlangst, Das, was du in der Hand hast, verlieren; darum laß diesen thörichten Gedanken. Benutze die Gelegenheit, heute mit deinem Freunde zusammenzukommen, und genieße das Leben!"

Bei diesen Worten des Vogels stieg aus der Brust der jungen Frau ein kalter Seufzer auf, und sie sprach: „O weiser Papagai, was du sagst, ist wol richtig, aber eine Zusammenkunft mit dem vornehmen Jüngling ist schwierig, wo nicht unmöglich; darum habe ich so albernes Zeug geschwatzt." — „Wenn", erwiderte der Papagai, „seine Liebe zu dir ebenso groß ist, wie die deinige zu ihm, da hat's keine Noth. Da werdet ihr euch unfehlbar zusammenfinden, gleichwie nach unendlich vielen Hindernissen der Jüngling von Bagdad sich endlich mit dem Mädchen aus China vereinigte und sie durcheinander glücklich wurden."

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte Mâhi-Scheker, und der Papagai erzählte:

Geschichte des Jünglings von Bagdad.

In der Stadt Bagdad lebte einst ein Jüngling, welcher Handelsgeschäfte betrieb und ein unermeßliches Vermögen besaß. Zufälligerweise verliebte derselbe sich in eine chinesische Sklavin, sodaß er sie zu kaufen beschloß, was ihm durch Zahlen einer unglaublichen Summe Geldes gelang. Was er besaß, gab er dem Mädchen zuliebe hin, sodaß es ihm endlich an dem Nothwendigsten fehlte.

Da sprach eines Tages die Sklavin zu ihm:

„O Jüngling, zur Zeit deines Wohllebens hast du dein Vermögen durchgebracht, sodaß es uns jetzt am Brote fehlt. Am Feuer der Armuth zu glühen, ist aber ein schwieriges Ding, und unser Zusammensein gewährt unter solchen Verhältnissen keinen Genuß, der Liebe Lust hat nur bei frohem Herzen statt. Wenn du daher die Trennung von mir ertragen kannst, so verkaufe mich und laß dir meinen Erlös als Betriebscapital dienen. «Dahin fließt das Wasser, wo schon Wasser floß», sagt das Sprichwort. Was mich anbetrifft", fügte sie hinzu, „so will ich den Trennungsschmerz aushalten, so schwer es mir werden mag. Kann ich ihn nicht mehr ertragen, da bringe ich mich selber um, sodaß ich die Noth der Welt loswerde. Dir wird wenigstens dadurch aufgeholfen."

Von der Noth gedrängt, erklärte der Jüngling sich mit diesem Vorschlage einverstanden, und gleich den folgenden Tag führte er das Mädchen auf den Sklavenmarkt, um es dort zu verkaufen. Ein Haschemit, der in Handelsgeschäften von Basra nach Bagdad gekommen war, fand Wohlgefallen an ihr und kaufte sie für 2000 Goldstücke. Der Jüngling nahm das Geld und ging heim, aber er war wie ein Körper ohne Seele und hörte weder bei Tag noch bei Nacht auf zu seufzen.

Da es aber wieder Abend ward und nun sein Haus des Schönheitslichtes jener Kerze, der ent-

zückenden, entbehrte, da fühlte er sich so unglücklich, daß er das Mädchen zurückzufodern beschloß. Es war ihm unmöglich, sich bis zum Morgen zu gedulden, weshalb er um Mitternacht seine Wohnung verließ und überall umherlief, um den haschemitischen Kaufmann ausfindig zu machen. Von vielem Suchen ermüdet, setzte er sich endlich in einer Ruine nieder, um auszuruhen; dort aber lauerte ein frecher Dieb, welcher, da der Jüngling schlief, die Gelegenheit benutzte, ihm sein Geld aus der Busentasche zu stehlen, und damit enteilte.

Da nun der Jüngling erwachte und sein Geld vermißte, da ward sein Gram noch größer — auf dem Berge seines Kummers lastete nun ein zweiter. Den Verkauf rückgängig zu machen, war ihm jetzt nicht mehr möglich, sodaß er wie wahnsinnig in der Einöde umherraunte.

Der haschemitische Kaufmann hatte inzwischen das Mädchen genommen und war in Handelszwecken nach einem andern Lande gereist. Harte und zornige Worte, welche sich die Schöne gegen ihn erlaubte, verwandelten indessen bald die Seelenruhe des armen Mannes in Bekümmerniß. Daß er irgendeine Gunstbezeugung von ihr hätte erlangen können, davon war gar nicht die Rede, ja es wurde ihm nicht einmal verstattet, ihr einen Augenblick vergnügten Herzens ins Gesicht zu sehen. Da er aber in sie verliebt war, so ließ er sie

machen was sie wollte, und dachte dabei: „Sie wird ihren frühern Herrn schon nach einigen Tagen vergessen!“ — Also zogen sie, bald zu Wasser, bald zu Lande, in der Welt umher; die Glut des Mädchens aber wurde, anstatt abzunehmen, täglich noch größer, sodaß der Haschemit ihr endlich mit heiligen Eiden zu versichern nicht umhinkonnte, wenn er ihren frühern Herrn wiederfinde, die 2000 Goldstücke fahren zu lassen und sie umsonst zurückzugeben. „Denn“, sprach er, „ich dachte, da ich dich kaufte, du würdest mir mit Gesang und Gespräch die Langeweile vertreiben; im Gegentheil aber raubst du mir durch dein Seufzen alle Ruhe bei Tage und bei Nacht!“ — Kurz, das Mädchen hörte nicht auf, sich nach dem unglücklichen Jüngling zurückzusehnen.

Was diesen anbetrifft, so verließ er wie wahnsinnig Bagdad und zog durch Gebirge und Steppen, um seine Geliebte aufzusuchen, bis er endlich an das Meeresufer gelangte. Daselbst fand er ein mit Kaufmannsgütern befrachtetes Schiff, welches er bestieg. Nach Gottes Rathschlusse befanden sich auch der Haschemit und die chinesische Sklavin am Bord desselben, natürlich aber hatten sie von der Nähe des Jünglings ebenso wenig eine Ahnung wie er von der ihrigen. Nach mehrtägiger Fahrt rief der Haschemit eines Abends seine Sklavin zu sich, gab ihre eine Laute in die Hand

und bat sie eine Strophe zu singen. Weinend nahm sie die Laute und sang mit solcher Leidenschaft, daß alle auf dem Schiff Anwesenden zuhörten und aus Mitleid in Thränen ausbrachen. Nachdem sie ausgesungen, legte sie ihr Instrument nieder und hub wieder zu stöhnen und zu seufzen an.

Kaum aber hatte der Jüngling von Bagdad ihre Stimme gehört, als er erkannte, daß sein Glücksstern ihm zur Freude gelacht — und ihn zusammengebracht — mit der, welcher Heil — vom Jupiter ward zutheil — mit der Zohra, der wonnespendenden — Alles zur Freude wendenden. — Gleichwol hielt er sich geduldig und verrieth sein Geheimniß nicht. Als es aber Morgen ward, und die Schiffsleute anlandeten, um Nahrungsmittel und Wasser einzunehmen, da benutzte er den günstigen Augenblick, wo das Schiff von Menschen verlassen war, er nahm die Laute des Mädchens, stimmte sie ungesehen zu einer besondern Tonart, welche außer ihm nur dem Mädchen bekannt war und welche er es spielen gelehrt hatte.

Als es nun wieder Abend ward, rief der Haschemit seine Sklavin zu sich und bat sie wieder die Laute zu spielen. Sie nahm ihr Instrument zur Hand; kaum aber hatte sie es mit dem

Klöpfel berührt, als sie merkte, was mit ihm vorsichgegangen war. Sie legte es nun sofort zur Erde nieder und schwur, ihr alter Herr, der Kaufmann von Bagdad, müsse mit in dem Schiffe sein. „Das wäre vortrefflich", antwortete der Haschemit, „wenn er hier ist, da vereinige ich euch dann miteinander und verdiene mir dadurch den Lohn der zukünftigen Welt und das Glück der gegenwärtigen."

Man durchsuchte nun also das Schiff, und nachdem sich der junge Mann aufgefunden, rief der Haschemit ihn zu sich, begrüßte ihn höflichst und sprach zu ihm: „Ich habe deine Sklavin nie angerührt, und da mir jetzt offenbar geworden ist, daß du sie und sie dich auf das innigste liebt, so schenke ich dir den für sie gezahlten Preis und bitte dich nur, in deinen Gebeten meiner zu gedenken."

Die ganze Schiffsgesellschaft zeigte sich über die Liebe zwischen dem Jüngling und der Sklavin erstaunt, allgemein aber pries man die Hochsinnigkeit und Mildherzigkeit des Haschemiten. Dieser fragte darauf den Jüngling nach seinen Umständen, worauf er ihm seine Schicksale erzählte, wie er früher in Wohlleben seine Tage hingebracht und ein reicher Kaufmann in Bagdad gewesen, wie er aber dem Mädchen zuliebe sein ganzes Vermögen ausgegeben und endlich sich in der Lage gesehen

habe, um ein Stückchen Brot betteln zu müssen, wie er dann ihm, dem Haschemiten, das Mädchen verkauft, und wie ein Dieb ihm in der Nacht, da er in der Ruine schlief, sein Geld aus der Busentasche gestohlen habe.

Bei dieser Erzählung flossen dem Haschemiten blutige Thränen aus den Augen. „Von nun an", sprach er, „sollst du nicht mehr trauern; ich habe keine Kinder, und mein Vermögen genügt für mich und für euch." — Damit ergriff er die Hand der Sklavin und führte sie dem Jüngling zu.

Die beiden Liebenden waren nun glücklich, je an des Andern Schönheit die Augen weiden zu können, und segneten den großmüthigen Haschemiten. Nachdem ihnen so einige frohe Tage verflossen waren, näherte sich das Schiff wieder der Küste, um Proviant einzunehmen, bei welcher Gelegenheit Jedermann ans Land stieg, um seine Geschäfte zu besorgen. Unter den Ausgestiegenen befand sich auch der Jüngling aus Bagdad; derselbe hielt sich aber zu lange auf, und da er wieder an das Ufer kam, war das Schiff schon fort. Es hatte sich nämlich ein günstiger Wind erhoben, welchen die Schiffer benutzten, sodaß sie mit vollen Segeln davonfuhren. Der Jüngling war außer sich und hub in seiner Verzweiflung zu schreien an, aber umsonst.

Der Haschemit nun gelangte mit der Sklavin nach Basra. Daselbst sprach er zu ihr: „Ich hatte dir versprochen, dich deinem frühern Herrn zurückzugeben, und wollte euch Beiden dann mein ganzes Vermögen schenken. Da nun aber der Herr es so gefügt hat, daß der Jüngling verschwunden ist, so sage mir, was du jetzt für das Beste hältst; denn nach deinen Wünschen will ich verfahren." — „Nun", antwortete das Mädchen, „da bitte ich dich, mir ein Kloster zu bauen, darin auf den Namen des Jünglings von Bagdad ein Grab auszugraben und darüber einen Sarg zu stellen, an welchem ich meine Andacht verrichten kann. Wenn dann mein Stündlein kommt, so magst du mich dort begraben." — Der Haschemit gewährte die Bitte des Mädchens, und stellte Alles her, wie sie gesagt hatte.

Inzwischen hatte der Jüngling nach drei Tagen vergeblichen Harrens am Meeresufer sich an die Mannschaft eines andern Schiffes gewandt, welches am vierten Morgen dort anlegte, um Wasser einzunehmen, hatte dasselbe bestiegen und war nach längerer Zeit nicht ohne Beschwerde nach Basra gelangt. Daselbst erkundigte er sich nach dem Hause des Haschemiten und machte es mit großer Mühe ausfindig. Kaum aber hatte derselbe ihn gesehen, als er ihm um den Hals fiel und die größte Freude bezeigte. Der Jüngling

erkundigte sich darauf nach dem chinesischen Mädchen, worauf der Haschemit ihm mittheilte, was geschehen, und ihn durch einen Diener nach dem Kloster hinführen ließ.

Als nun die beiden Liebenden sich also wiederfanden, fielen sie einander um den Hals, herzten und drückten einander, und weinten so heftig, daß alle Anwesenden sich erstaunt fragten, ob denn auf Erden solche Liebe möglich sei. Der Haschemit aber hielt sein Versprechen, er gab ihnen das Kloster als besondere Wohnung und verbürgte sich, für ihren Unterhalt Sorge zu tragen. Also lebten sie, sich gegenseitig beglückend, bis an das Ende ihrer Tage.

Damit schloß der weise Papagai seine Erzählung. „O Mâhi-Scheker“, fuhr er dann fort, „wenn eure Liebe auch eine gegenseitige ist, da hat's keine Noth, da wird euer Wunsch sicher endlich in Erfüllung gehen. Nun aber eile unverzüglich hin zu deinem Freunde! Der einzige Rath, den ich dir noch mitgebe, ist der, während eures Zusammenseins ja recht anständig zu sein. Nur dies macht den Umgang mit Frauen angenehm;

der Unterhaltung mit einer feingebildeten Frau von guten Manieren wird man niemals überdrüssig. Ein bekanntes Sprichwort sagt: Wer eine schöne und brave Frau hat, der wird lange leben; wer aber eine Frau hat, welche ihn schmäht und in [illegible] Gerücht macht, dessen Leben wird kurz sein." — „Aber" sagte Mah Scheker, „was hat das für Reden? Kann man wol von Verlängern oder Verkürzen des Lebens sprechen? Und hat eine Frau irgendetwas damit zu schaffen?"

„Das menschliche Leben", antwortete der Papagai, „läßt sich wol nicht verlängern oder verkürzen, das ist klar. Wenn man aber von seiner größern oder geringern Dauer spricht, so denkt man dabei an die Ruhe und den Genuß, das darin statt findet. [illegible]

[illegible]

Geschichte von dem weisen Landmanne.

Als eines Tages ein Landmann sein Feld umpflügte, kam unversehens ein eiserner Ring zum Vorschein. Er grub denselben rings aus und fand, daß er an dem Deckel eines Gewölbes befestigt war. Mit unsaglicher Mühe hob er den letztern auf, stieg in das Gewölbe hinunter, welches er bis obenhin mit gelbem Weizen, jedoch von einer besondern Gattung, angefüllt fand, indem ein jedes Korn die Größe eines Dattelkerns hatte. Den Landmann setzte dies in solches Erstaunen, daß er nicht wußte, was er davon denken sollte. Nach einer Weile aber machte er sich auf und ging in die Stadt, um dem Statthalter die Begebenheit zu melden. Dieser wunderte sich ebenfalls und fand die Sache merkwürdig genug, um [illegible] dem Könige [illegible] Bericht abzustatten, indem er eine Probe des Weizens beilegte. [illegible]

gegenwärtig war, antwortete: „O König, in einer der Städte deines Reichs lebt ein welterfahrener alter Landmann, der wol am besten dies Räthsel lösen möchte.“ — Alle Anwesenden stimmten dem Vorschlage bei, und der König übergab einem Tschausch einige Körner des Weizens und sandte ihn zu dem bewußten Landmann, um ihm jene Frage vorzulegen.

Eiligst machte sich der Tschausch auf den Weg. Es begegnete ihm aber ein Bekannter, welcher ihm zurief: „Glück auf den Weg, Tschausch Agha, wohin geht's?“ — Der Tschausch erzählte nun den Zweck seiner Reise, worauf sein Freund erwiderte: „Gottlob, dies ist eine wunderbare Fügung, daß ich dir begegnet bin. Jener Landmann ist ein Mann von außerordentlicher Einsicht; habe darum die Güte, nachdem er dir die Frage des Königs gelöst, ihm noch eine zweite von mir vorzulegen; du wirst damit mich sehr verpflichten.“ — „Auf Haupt und Auge, gern!“ entgegnete der Tschausch, „und wie lautet deine Frage?“ — „Erstlich“, antwortete der Freund, „möchte ich wissen, weshalb Haar und Bart eines alternden Menschen weiß werden und nicht etwa eine andere Farbe annehmen, und zweitens, warum ein Mann durch das Weißwerden von Haar und Bart sich verschönert, eine Frau aber häßlicher wird? Was

mag der verborgene Grund davon sein? Das sind die Fragen, deren Lösung ich wünsche."

Darauf trennten sich die beiden Freunde, und der Tschausch setzte seine Reise fort, bis er die Stadt erreichte, in welcher der vorerwähnte Landmann lebte. Er machte ihn bald ausfindig und sah nunmehr einen hinschwindenden Greis vor sich, deß Körper geknickt — und von der Last der Jahre erdrückt — deß Wuchs zum Bogen gebückt — dem der Brauen Haar — verschleierte das Augenpaar. — Er legte ihm seine Fragen vor, theilte ihm mit, daß ihn der König sende, und erkundigte sich namentlich nach dem Weizen. „Mein Sohn", antwortete der Alte, „ich weiß von diesem Weizen nichts. In dem Orte, den man da gegenüber sieht, aber lebt ein älterer Bruder von mir, der ist viele Jahre vor mir geboren und reicht vielleicht bis in jene Zeit zurück. Den suche auf und lege ihm deine Fragen vor." — Damit entließ er den Tschausch.

Dieser begab sich nach dem bezeichneten Orte und machte den zweiten Alten bald ausfindig. Es war ein Mann mit noch dunkelm Barte, welcher viel mehr Lebendigkeit in seinem Aeußern zeigte als der Erste. Der Tschausch verwunderte sich darüber und befragte ihn wegen des Weizens. Der Alte aber konnte ihm keinen Aufschluß darüber geben. „Ich weiß davon nichts", antwortete er, „solange

ich lebe, ist dergleichen nicht vorgekommen. In dem Orte dort gegenüber aber lebt ein älterer Bruder von mir, den frage. Er dürfte davon wissen, da er viele Jahre älter ist als ich."

Der Tschausch ging also nach dem dritten Orte, wo er den ältesten der drei Brüder aufsuchte. Es war ein Mann von noch viel lebendigerm Aussehen als der Vorhergehende, in schwarzem Bart und frischer Jugendlichkeit. „Das weiß Gott", sprach der Tschausch bei sich selbst, „die beiden Alten nannten diesen ihren ältern Bruder, und wunderbar! er ist jugendlicher und frischer als Beide!" — Hocherstaunt befragte er ihn wegen des Weizens und erzählte ihm dabei, wie der König ihn eigens deshalb ausgesandt habe. Der Alte antwortete: „Es ist jetzt hundert Jahre her, daß ein Völkchen lebte, welchem dieser Weizen als Wundergabe eines gnädigen Schicksals verliehen wurde. Es war ein höchst frommes und gottesfürchtiges Geschlecht, und aus diesem Grunde wurde es mit solchen Wohlthaten überschüttet — aus diesem Grunde gewährte ihm der Allherrliche so außerordentliche Gnadengaben. Die Geschichte von dem Käufer und Verkäufer zeigt, wie weit bei jenem Volke die Frömmigkeit und Gerechtigkeit ging."

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte der Tschausch, und der weise Mann erzählte:

Von dem Käufer und Verkäufer.

Zu jener Zeit verkaufte einmal ein Mann an einen Andern sein Haus. Der Käufer nahm dasselbe in Besitz; wie er aber hier und da schadhafte Stellen ausbesserte, fand er nach dem Rathschlusse Gottes eine große Kufe aus der Zeit der Chosroen, welche bis an den Hals mit Goldstücken angefüllt war. Alsbald suchte er nun den frühern Eigenthümer auf und sprach zu ihm: „Komm her, Freund, es hat sich ergeben, daß das Haus, welches du mir verkauft hast, voller Gold ist. Nimm dasselbe in Empfang, es ist dein Eigenthum." — „Mein Lieber", antwortete der Verkäufer, „ich habe dir das Haus, wie es war, mit Gold, Steinen und Erde verkauft. Den Schatz habe ich nicht hineingesteckt und deshalb bekümmere ich mich auch nicht darum. Er gehört dir!"

Der Käufer aber beruhigte sich dabei nicht, sondern bestand darauf, daß er Eigenthum des Verkäufers sei, sodaß sie lange Zeit hin- und herstritten. Da sie sich nun nicht einigen konnten, begaben sie sich endlich zu dem Könige, welchem sie ihre Sache vortrugen. Der König, welcher sah, daß keine der beiden Parteien das Gold nahmen, und welcher es sich ebenso wenig selber aneignen wollte, fragte sie: „Habt ihr Kinder?" — „Ich habe einen Sohn", antwortete der Verkäu-

fer. „Und ich eine Tochter", fügte der Käufer hinzu. „So sollst du", befahl der König, „deine Tochter dem Sohne deines Gegners nach dem Willen Gottes zum Weibe geben. Er aber soll sie nehmen, und von dem Schatze soll die eine Hälfte zur Aussteuer der Tochter dienen, die andere aber auf die Unkosten der Hochzeit verwandt werden. In dieser Weise bekommt ihr das Geld Beide nicht und der Streit ist erledigt." — Mit diesem Ausspruche waren sie zufrieden und demgemäß wurde verfahren.

„Wegen ihrer großen Gerechtigkeit also", schloß der Alte, „gewährte ihnen der Allmächtige einen so herrlichen Lebensunterhalt."

Nachdem also der Tschausch die gewünschte Auskunft erhalten, wollte er zu dem Könige zurückkehren. Da fielen ihm aber die Fragen seines Freundes ein, der ihm auf der Reise begegnet war. Er trug dieselben, wie wir sie früher angegeben, dem weisen Manne vor, welcher darauf antwortete: „Du fragst mich zunächst, warum im Alter das Haar und der Bart keine andere Farbe annehme als nur die weiße? Darauf habe ich dir zu sagen: Erst ist das Haar vollkommen schwarz

oder blond u. s. w. Nachdem es aber zur Vollkommenheit gediehen und seine Farbe sich völlig ausgebildet, dann muß — wie überall auf die Vollendung der Verfall nothwendig folgt — ein Rückschlag zur Abnahme eintreten. Daß es aber bei dieser Abnahme keine andere Farbe annimmt als nur die weiße, hat folgenden Grund: Wie die blonde oder schwarze Farbe das Zeichen der Jugend ist, ebenso ist wegen der Helle der Gedanken die weiße Farbe das Zeichen des Alters und deshalb gehen die andern Farben in diese über. — Du fragst mich zweitens, warum das Gesicht des Mannes mit den vorrückenden Jahren sich verschönere und lichtvoller werde, während bei dem Weibe das Gegentheil stattfinde. Das hat folgenden Grund: Gott schuf unsern Urvater Adam aus Erde, unsere Urmutter Eva aber aus der linken Seite des Mannes. Diesem Ursprunge gemäß wird das männliche Geschlecht im Alter schöner, denn auch die Erde wird um so besser, je länger sie liegt. Das Fleisch dagegen verdirbt, wenn es liegt, und deshalb wird das aus Fleisch erschaffene Weib im Alter häßlich. Da hast du die Erklärung.“ — „O weiser Mann“, rief darauf der Tschausch aus, „dein Mund ist die Quelle der Weisheit, alle diese Schwierigkeiten hast du gelöst. Nur ist noch eine Frage übrig, die mich selber beschäftigt; ich bitte dich, meine Unbescheiden-

heit nicht übelzunehmen und mir auch sie zu beantworten." — „So sage mir sie", entgegnete der erleuchtete Alte, worauf der Tschausch sprach: „Deinen jüngsten Bruder habe ich im höchsten Grade alterschwach gefunden, den mittlern als einen graubärtigen, rüstigen Alten, während du, der bejahrteste unter euch Dreien, frisch und jugendlich vor mir stehst. Ich bitte dich, mir zu erklären, wie dies zusammenhängt." — Ihm antwortete der weise Mann: „Der jüngste Bruder hat mit seinem Feldbau keine guten Geschäfte gemacht und ist einigermaßen der Dürftigkeit anheimgefallen; außerdem aber hat er in seinem Harem eine ebenso häßliche als lästerhafte Frau, sodaß sich ein zwiefaches Unglück bei ihm zusammengefunden hat. Er ist also schon hienieden bei lebendigem Leibe ein Bewohner der Hölle geworden. Dadurch ist er in einen solchen Zustand gerathen und hat das Aeußere eines alterschwachen Greises bekommen. Daß ferner unser mittlerer Bruder im Vergleich zu mir alt erscheint, im Vergleich aber zu dem jüngsten frisch, das hat folgenden Grund: Sein Landbau ist sehr einträglich, jedoch hat auch er eine häßliche und lästerhafte Frau. Es lastet also nur ein Unglück auf ihm, weshalb er jugendlicher ist als unser jüngster Bruder. Was endlich mich selbst anbetrifft, so ist Gott sei Dank nicht blos mein Landbau gesegnet, sondern

außerdem habe ich noch in meinem Harem eine ebenso schöne als liebenswürdige Frau — darum ist lebendig und frisch mein Geblüt — und heiter und lustig mein Gemüth. — Denn wem ein an Schönheit engelgleiches — im Wandel tugendreiches — Weib ist beschieden — der genießt schon hienieden — paradiesischen Frieden. — Sein Leben ist ein Vorgeschmack der ewigen Seligkeit. Deshalb sagt man auch, das Haus ist des Menschen Himmel oder seine Hölle."

Nachdem der Alte in dieser Weise auch die letzte Frage gelöst hatte, entließ er den Tschausch mit Segenswünschen. Derselbe kehrte dann zu dem Könige zurück und stattete über Alles, was er gesehen und vernommen, Bericht ab. Alle Anwesenden aber ließen sich die Aussprüche des Landmanns zur guten Lehre dienen.

Also schloß der Papagai. Dann fuhr er fort. „O Mâhi-Scheker, diese Geschichten beweisen, daß Gutmüthigkeit eine sehr löbliche Eigenschaft für eine Frau ist. Bemühe du dich darum, gutmüthig zu sein, auf daß du deinem Geliebten keinen Verdruß machest. Jetzt aber ergreife die Gelegenheit, noch diese Nacht eile zu ihm; hoffentlich wirst du deines Wunsches theilhaftig werden."

Glücklich also, die Erlaubniß erhalten zu haben, trat Mâhi-Scheker aus der Thür; aber siehe da — es war Morgen geworden! — Mit unendlicher Betrübniß kehrte sie nun zurück, und der Besuch bei ihrem Freunde blieb auf den folgenden Abend verschoben.

Nun weicht, ihr armen Leute, weicht!
Und sei es euch gesagt,
Es hat der hohe Divan
Auf morgen sich vertagt!

Dreißigster Abend.

Mühsam geduldete sich die junge Frau den folgenden Tag bis zum Abend und beeilte sich dann früher als gewöhnlich unter den Käfig zu treten, um ja recht bald ihren Besuch machen zu können. Der weise Papagai erkannte hieraus leicht, daß die Leidenschaft bei ihr die Oberhand gewonnen habe, und um dagegenzuwirken, hielt er es für das Beste, sich zu stellen als schliefe er. Mâhi-Scheker hub nun an ihn zu schelten und sprach: „Du abgeschmackter Vogel, von Liebe weißt du nichts und deshalb schläfst du ruhig; dennoch aber willst du mein Vertrauter sein und behauptest, meine Wünsche zu fördern. Aber was hilft's? Deine Thaten stimmen nicht zu deinen Worten, in Wohlsein bringst du deine Tage hin, während auf meine Augen weder Schlaf noch Ruhe kommt und keine Erquickung meinem Herzen zutheil wird.

Ist das unsere Vertraulichkeit? Und ist das deine Freundschaft, daß du dich um mich nicht kümmerst?"

Der Papagai that nun, wie aus tiefem Schlafe erwachend, die Augen auf und sprach: „O Mâhi-Scheker, was sagst du mir da? Ich habe von Liebe keine Ahnung? Laß uns doch einmal sehen, ob du in dieser Hinsicht vor mir den Vorzug verdienst. Daß du von Liebesweh ergriffen wurdest, ist nur wenige Tage her; warum bist du denn so ungeduldig? Sieh mich armen Fremdling an; seit der Weltenschöpfer in diesen nichtigen Leib den Lebensodem blies, habe ich keinen Athemzug ohne Liebe gethan. Jetzt aber empfinde ich deinen Liebesschmerz, als den meiner Wohlthäterin, so sehr, daß mein eigenes Leid dadurch in den Hintergrund gedrängt wird. Sorgen um dich sind's, die mich plagen — die mein Herz zernagen — deines Grames Glut ist's, die mich durchglüht — die sich durch mein Leben zieht! — Und du meinst, ich schlief und ruhte? So beleidigst du mich? Du kennst die Wahrheit nicht, und darum feindest du mich an, sonst würdest du nicht so handeln. Dieser mein Schlaf ist kein Schlaf, es ist ein mühseliger Zustand, während welches es mir wunderbar ergeht; denn während mein weltschauendes Auge für die Sinnenwelt geschlossen ist, öffnet sich das geistige Auge für die höhere Welt; ich sehe die

mannichfaltigsten Geschichten vor mir sich ereignen, und die Geheimnisse der unergründlichen Weisheit werden mir klar. Von diesen Geheimnissen läßt sich das eine mittheilen, das andere aber nicht. Was ich noch soeben in der Welt der Vorstellungen wahrnahm, ist, daß die Ankunft Sâid's bald bevorsteht; Gott weiß das am besten! Du hast nun deinen Geliebten schon solange warten lassen, daß ich besorge, dein Gemahl wird wirklich eintreffen, und du wirst dich vor deinem Freunde zu schämen haben, wie die Frau des Einsiedlers sich vor ihrem Manne schämte."

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte Mâhi-Scheker, und der Papagai erzählte:

Hestreng, der verhängnißvolle Vogel.

Zur Zeit der Kinder Israel lebte einmal in großer Dürftigkeit ein frommer Einsiedler. Derselbe ging, um sich seinen Unterhalt zu verschaffen, von Zeit zu Zeit aus und erbettelte sich um Gotteswillen ein paar Pfennige, von denen er dann bis zum folgenden Morgen zehrte. Eines Tages, da er wie gewöhnlich von Thür zu Thür in der Stadt umherging, trat ein Mann auf ihn zu, welcher ihn mit den Worten anredete: „Was ist dir lieber, Ein rechtlich erworbenes Goldstück oder zehn unrechtlich erworbene?" — „Unrechtlich er-

worbenes Gut", antwortete der Fromme, „nehme ich nicht an, und wären es tausend Goldstücke, dagegen genügt mir Ein rechtlich erworbenes." — Der Unbekannte legte ihm nun ein Goldstück in die Hand, welches er mit den Worten „Gottes Segen" in Empfang nahm.

Wie er dann weiter in der Stadt umherging, traf er einen Menschen, welcher einen wunderbar schönen Vogel trug. Kaum hatte er denselben erblickt, als er sich dergestalt in ihn verliebte, daß er sich erkundigte, was das Thier kosten solle und von welcher Art es sei. Der Eigenthümer foderte für den Vogel ein Goldstück, die Art aber nannte er Heftreng (sieben Farben). Ohne sich weiter zu besinnen, nahm nun der Einsiedler sein Goldstück hervor und kaufte den Vogel, mit welchem er geraden Weges nach Hause eilte.

Daselbst kam ihm seine Frau, welche bei ihm Speise zu finden hoffte, entgegen; aber da war von Brot keine Spur, ihr Mann hatte nichts als den Vogel mitgebracht. Nun war aber die Frau außerordentlich hungerig, weshalb es sie nicht wenig verdroß, ihren Mann ohne Brot mit leeren Taschen heimgekehrt zu sehen. Sie spitzte demnach die Zunge zu boshafter Rede und sprach: „Ist es nicht genug, daß schon Eins da ist, das leben will? Und du bringst jetzt noch den Zweiten, der nach Brot schreit — ein unschuldiges gefangenes

Thier, dem du jetzt seinen Unterhalt schuldest?" — Also schmälte sie; da sie aber eine Frau von seltener Schönheit und Lieblichkeit war, so ertrug der Einsiedler Alles, was sie ihm Leides zufügte, mit Geduld. Endlich steckten sie den Vogel Heftreng in einen Käfig und hingen ihn an der Wand auf.

Als es Abend geworden war, hub der Vogel in dem Käfig sein Gefieder abzustreifen an; der Einsiedler trat herzu und sah, daß bei der Gelegenheit unter seinem Flügel her ein Edelstein herabgefallen war, welchen er zu sich nahm und auf den Bazar zum Verkauf brachte. Und siehe da, man zahlte ihm dafür volle hundert Goldstücke.

Für dies Geld schaffte er nun Alles an, was er in seinem Hause bedurfte, und den Vogel Heftreng hielt er hinfort nicht mehr im Käfig eingeschlossen, sondern er ließ die Pforte geöffnet, sodaß der Vogel draußen umherfliegen konnte. Wenn er dann Abends zurückkehrte, so verfehlte er nicht, einen Smaragd zu bringen, welchen sein Herr dann für ein Goldstück verkaufte. In kurzer Zeit brachte Letzterer in dieser Weise ein so großes Vermögen zusammen, daß er es selbst nicht mehr berechnen konnte.

So segenvoll war aber das Eintreten des Vogels in das Haus, daß in derselben Nacht die Frau des Einsiedlers guter Hoffnung wurde und, als ihre Zeit gekommen war, einen Knaben gebar,

welchen er Ferid nannte und für welchen er, nach allen Seiten hin glücklich, eine besondere Wärterin annahm.

Da er nun aber ein reicher Mann geworden war, so beschloß er, zur Sühne für alle Mängel in der Ausübung seiner Religionspflichten, die Wallfahrt nach Mekka zu unternehmen. Vor der Abreise rief er seine Frau zu sich und sprach zu ihr: „Meine tugendsame Gattin, dieser Vogel Heftreng ist die Ursache des gesegneten Zustandes unserer Glücksgüter, und wie du weißt, ist mir nur durch ihn die Wallfahrt möglich geworden. Darum pflege ihn wohl und laß es ihm an nichts fehlen; denn er ist, wie unser Kind, ein Quell der Freude in der Betrübniß, er ist die süße Frucht am Baume unsers Glücks. Warte ihn also wohl und laß es ihm an nichts mangeln!" — Alsdann empfahl er sein ganzes Haus der Obhut des Höchsten und reiste ab.

Was nun zunächst die Frau anbetrifft, so fand diese es bald langweilig, zu Haus zu sitzen, und eines Tages ging sie aus, um sich auf dem Bazar umzusehen. Daselbst aber verliebte sie sich in einen jungen Geldwechsler, den sie erblickte, und dessen Schönheit ihr alle Ruhe raubte. Den einzigen Trost fand sie nun darin, täglich vor dem Laden vorüberzugehen und das Gesicht des jungen Menschen anzusehen. Wenn ihr dann die Vermah-

nungen ihres frommen Gemahls einfielen, dann recitirte sie folgenden Vers:

Selbst Asceten, wenn sie sähen
 Dieser Augen Schönheitsadel,
Würden meine Liebe ahnen,
 Würden meiden Schmach und Tadel.

Auf einem ihrer Spaziergänge aber lud sie, da sie die Glut ihrer Liebe nur durch das Wasser des Zusammenseins löschen zu können meinte, den jungen Menschen nach ihrem Hause ein, und da sie eine sehr schöne Frau war, so wurde ihrer Auffoderung auf das bereitwilligste Folge geleistet. In der That hatte der Wechsler sich auch in sie verliebt, und die Leidenschaft wurde nunmehr von beiden Seiten so stark, daß er täglich in dem Hause des Einsiedlers aus- und einging, als wäre es sein eigenes. Als er sich einst mit der schönen Frau unterhielt, kam die Rede auch auf den Vogel, und sie erzählte, wie sie durch ihn zum Wohlstande gelangt sei. Nun hatte aber der Wechsler einen Freund, der ein sehr weiser Mann war; diesem erzählte er von dem Vogel und erhielt von ihm die Antwort, derselbe gewähre allerdings schon lebendig große Vortheile, wer aber seinen Kopf esse, der werde König oder doch Vezier werden.

Der Wechsler nahm sich nun infolge dieser Mittheilung vor, den Kopf des Heftreng zu essen.

Als er sich demnach wie gewöhnlich wieder bei seiner Geliebten eingefunden hatte, sprach er: „Brate mir doch den Vogel, ich habe Appetit zu ihm." — „Du meiner Seele Quintessenz — meines Daseins Freudenlenz" — antwortete die Frau, „diesem Vogel verdanken wir freilich unser Erdenglück; da aber du ihn verlangst, so will ich ihn dir mit Gottes Hülfe aufs beste zubereiten. Würde ich doch für dich mein Leben hingeben, wie vielmehr den Vogel! Du sollst ihn schon gut finden!" — Mit diesem Versprechen entließ sie den Wechsler.

Am folgenden Morgen machte sich die Frau früh auf, schlachtete den Vogel, steckte ihn an einen Spieß und fing an den Braten zu wenden. Nun war aber der kleine Ferid mit dem Thiere außerordentlich vertraulich gewesen und blieb keinen Augenblick ruhig, wo er es nicht sah. Daß es geschlachtet wurde, hatte ihn daher sehr betrübt gemacht, und er weinte so heftig, daß Alles, was die Mutter und die Wärterin vorbrachten, um ihn zu trösten, ohne Wirkung blieb. Endlich sprach die Letztere: „Meine Gebieterin, gib doch einen Bissen von dem Fleische des Vogels; es ist ja ein Kind, damit wird das Schreien schon aufhören!" — Nun konnte aber die Frau nicht über sich gewinnen, dem Jungen ein Stück von dem Fleische zu geben, „denn", sagte sie, „da bleibt für meinen Geliebten zu wenig!" — Die Wärterin aber

bat flehentlichst: „Wenn's denn kein Stück Fleisch ist, da mag's nur der Kopf sein; den gib nur her, vielleicht beruhigt er sich damit und hört auf zu weinen. Den Kopf des Vogels ißt man ja nicht."

Halb widerwillig riß darauf die Frau den Kopf ab und gab ihn dem Kleinen, welcher ihn sogleich verzehrte, worauf Gott es so fügte, daß sein Weinen aufhörte.

Unterdessen traf der Wechsler ein. Die Frau ging ihm entgegen, bat ihn höflichst, sich niederzusetzen, und sprach: „Du Grundcapital meines Lebens, dir zuliebe habe ich den Vogel, der selber ein unerschöpfliches Capital war, geschlachtet und gebraten." — Indem sie so ihrer Zärtlichkeit Worte lieh, richtete sie den Eßtisch zu, schmückte das Zimmer aus, that dann den Vogel Heftreng auf eine Schüssel und setzte ihn ihrem Gaste vor. Dieser aber suchte, bevor er von dem Fleische zu essen anfing, zunächst nach dem Kopfe, und da er denselben nicht fand, so fragte er die Frau danach. „Aber", antwortete diese, „ißt man denn auch von gebratenen Vögeln die Köpfe? Außer dem Rumpfe ist doch nichts nöthig! Als ich ihn briet, weinte mein kleiner Junge, und die Wärterin bat mich, ihm ein Stückchen zu geben, damit er still würde. Da ich es nun nicht über mich gewinnen konnte, ihm von dem Fleische zu

geben, welches du essen solltest, so riß ich den Kopf ab und gab ihn der Wärterin; die aber gab ihn dem Kinde zu essen, um es zum Schweigen zu bringen."

Der Wechsler vernahm diese Mittheilung mit Erstaunen und war wie versteinert. Dann schleuderte er die Schüssel mit dem Vogel zur Erde und verließ zornig das Haus. Aber auch nachher gelang es ihm nicht, sich zu beruhigen, und er ging geraden Weges zu seinem Freunde, dem weisen Manne, welchem er umständlich das Begebniß erzählte. „Nun gut", antwortete derselbe, „sei nur nicht betrübt! Wenn du bei der Frau etwas giltst, dann ist noch Hülfe möglich. Wenn nämlich Jemand den Kopf des Menschen ißt, der den Kopf des Heftreng gegessen, da wird ihm die Königswürde zutheil; also steht es geschrieben!" — Infolge dieser Worte that der Wechsler der Frau zu wissen, er habe nur den Kopf des Vogels begehrt, den sie ihrem Sohne zu essen gegeben. Wenn sie nun dafür den Kopf des Kindes abschneiden und ihm zubereiten wolle, da werde er sie wieder besuchen, wo nicht, da werde sie ihn Zeit ihres Lebens nicht mehr sehen." — Ihrer fleischlichen Begehrlichkeit unterliegend nahm sich nun die Verruchte, um nicht von ihrem Geliebten verlassen zu werden, wirklich vor, ihr Kind umzubringen: „Auf Kopf und Seele, gern!" antwor-

tete sie, „zu welcher Zeit es dir gefällt, will ich deinen Wunsch erfüllen.“

Der Wechsler war nun sehr froh, die Frau aber spähte nach einer Gelegenheit, ihre Unthat auszuführen. Indessen entging dies der Wärterin Ferid's nicht; überzeugt, daß ihre Gebieterin ein Verbrechen vorhabe, nahm sie eines Abends das Kind in die Arme, verließ mit ihm das Haus und lief die ganze Nacht durch, bis sie am folgenden Morgen nach einer benachbarten Stadt gelangte; den folgenden Tag begab sie sich von da in eine zweite Stadt, und so in eine dritte u. s. w., bis sie in dreißig Tagen die Residenz des Königs erreichte, woselbst sie ein Haus, wie es ihren Bedürfnissen entsprach, miethete und sich die Erziehung des Knaben angelegen sein ließ.

Aber kehren wir zu der Frau zurück. Diese stand am Morgen früh auf und vermißte bald die Wärterin mit Ferid. Sie suchte hin und her, konnte sie aber nicht ausfindig machen. „Ach“, rief sie vom Feuer der Unruhe gefoltert aus, „was soll ich jetzt meinem Geliebten sagen? Vielleicht wird er mich verlassen!“ — Und so geschah es auch; da der Wechsler erfuhr, was sich begeben, ging er fort und kam nie wieder, die zerstörte Hoffnung brachte ihm einen tödtlichen Schlag bei und er starb an Sehnsucht nach dem Vogelkopfe.

Nach längerer Zeit kehrte der Einsiedler wohlbehalten von seiner Wallfahrt zurück. In seinem Hause aber suchte er vergebens nach dem Vogel, dem Kinde und der Wärterin und beschwor seine Frau, ihm zu sagen, was aus ihnen geworden. „Ach, mein Gebieter“, entgegnete sie, indem sie ihn weinend anblickte, „möge Gott mir dich erhalten! — die sind sämmtlich in das Jenseits hinübergegangen! Der Schmerz um sie hat mich dergestalt ergriffen, daß die Rose meines Angesichts zu Bernstein geworden ist!“

Unterdessen wuchs Ferid heran, fand Wohlgefallen an der Reitkunst und fing an, auf die Jagd zu gehen. Eines Tages, da er zu diesem Zwecke ausritt, führte ihn sein Weg unter einem Kioschk des königlichen Harems her. Nun hatte aber der König eine reizende Tochter, welche eben, um sich die Zeit zu vertreiben, zum Fenster hinaussah. Bei der Gelegenheit fiel ihr Auge auf Ferid, und kaum war dies geschehen, als sie schon dergestalt in ihn verliebt war, daß sie tausend mal ihr Leben für ihn hätte lassen mögen. Dem Ferid, welcher zufälligerweise nach dem Fenster hinauffah und dort das Mädchen erblickte, erging es nicht anders, und Beide hatten von dem Augenblick an den Einen Gedanken, wie sie ihren Liebesschmerz lindern könnten. Unter dem Vorwande der Jagd ging Ferid täglich an dem Kioschk vorüber, um

das Mädchen am Fenster zu sehen, während dieses seufzend von oben herunterblickte und Ferid's Weg beobachtete.

So verstrich ihnen eine geraume Zeit mit Ach und Weh. Als aber Ferid eines Tages wieder auf die Jagd ausging, da konnte das Mädchen sich nicht mehr halten, sondern rief ihn zu sich und sprach: „O Jüngling, mein Vater ist alt, und da ich sein einziges Kind bin, so verweigert er mir nichts, das ich von ihm fodere. Ich möchte ihn nun bitten, mich dir nach dem Willen Gottes zum Weibe zu geben; aber er hat früher einmal vor allen Bezieren und Großen des Reichs meine Hand an eine gewisse Arbeit geknüpft und gesagt, daß nur wer dieselbe vollbringt, mit mir vermählt werden soll. Jene Arbeit aber ist nicht auszuführen; Gott behüte mich, sie dir aufzuerlegen! Nicht einmal nennen will ich sie dir, denn schon Viele haben ihr Leben bei dem Versuche eingebüßt." — „O Gebieterin", antwortete Ferid, „nenne mir die Arbeit; worin besteht sie? Das sollst du mir unfehlbar sagen!" — Das Mädchen weigerte sich hartnäckig; er aber beschwor es und brachte es dadurch zum Geständniß. „Auf der und der Steppe", sprach sie, „ist der Weideplatz für meines Vaters Pferde. Es hat sich aber seit einiger Zeit ein giftiger Drache dort eingefunden, welcher schon mehre Pferde getödtet. Seit der-

selbe dort seinen Wohnsitz genommen, ist der Weg wie abgeschnitten, Niemand vermag da vorüberzureisen. Darum hat mein Vater versprochen, daß er Dem, der den Drachen erlegen würde, mich zum Weibe geben würde." — „Mächtige Herrin", erwiderte Ferîd, „weißt du nicht, was Gott in seinem uralten Worte gesagt hat*): «Wo ihr Stündlein kommt, da können sie es nicht verzögern um einen Augenblick, noch es beschleunigen.» Solange des Daseins Becher nicht bis zum Rande voll ist, trinkt Niemand des Todes Kelch; eines Jeden harrt sein bestimmtes Stündlein. Ich werde mich jenem Drachen entgegenwerfen. Gelingt es mir mit Gottes gnädiger Hülfe, ihn umzubringen, da werde ich meines Wunsches theilhaftig; wird dagegen seine Kralle mich zerreißen, da gedenke meiner in deinem Gebet! Sollte ich deiner Liebe entsagen müssen, da wäre ja doch mein Tod gewiß, und da ich in jedem Falle am Ende sterben muß, da ist mir das Wie gleichgültig."

Nachdem er also seinen Entschluß, den Drachen anzugreifen, ausgesprochen, trennten sich beide Liebenden unter heißen Thränen. Ferîd ging nach seiner Wohnung, nahm von seiner Wärterin für den Fall, daß sie ihn nicht wiedersehen sollte, zärt-

*) Im Koran Sur. 7, 32, und 16, 63, ähnlich 10, 50.

lich Abschied und begab sich den folgenden Morgen in den Divan des Königs, welchen er um Erlaubniß bat, den Kampf mit dem Drachen bestehen zu dürfen.

Wie nun aber der König den Ferid ansah, da fügte es Gott, daß er eine Neigung zu ihm faßte; denn der Jüngling war von Antlitz so edel und offen — an Ebenmaß des Leibes so unübertroffen — wie er an geistiger Vollendung wunderbar — und sanftmüthig gleich einem Engel war. — Er sprach demnach zu seinem Vezier*): „O Lala, ich habe einmal die Hand meiner Tochter an die Erlegung des Drachen geknüpft; sonst würde ich sie wahrhaftig ohne weiteres diesem Jünglinge geben. Da hilft aber nichts, ein König muß seinem Worte getreubleiben. Geh' aber hin und rathe dem jungen Menschen, von seinem Vorhaben abzulassen, er möchte sonst umkommen wie die Andern, und uns einen Stachel im Herzen zurücklassen. Was der Schleier des Verhängnisses birgt, ist uns unbekannt, vielleicht kommt der Drache ganz von selbst um. Darum soll er uns den Gefallen thun, sich jenes Wunsches zu begeben."

---

*) Lala ist eigentlich der Titel der Hofmeister türkischer Prinzen und anderer Kinder hochstehender Aeltern.

Der Vezier ermangelte nicht, wie ihm der König befohlen, dem Ferîd sein Unternehmen abzurathen. Er aber wollte von nichts hören und antwortete, daß er unfehlbar gehen werde. Er brach also auf, und es kamen die Großen der Krone — die Nächsten dem Throne — mit ihm bis zu der bewußten Steppe, welche sie ihm zeigten, ohne sie mitbetreten zu wollen. Ferîd empfahl sich dem Allmächtigen, entblößte sein schneidendes Schwert und trat vor, um dem Drachen den Tod zu geben. Er fand das giftige Thier, wie einen Feuerklumpen, schlafend daliegen, weshalb er mit einem male auf dasselbe lossprang und ihm mit Gottes Beistande einen solchen Hieb beibrachte, daß er es in zwei Stücke zertrennte. Das Unthier konnte sich nun nicht mehr bewegen und fand, im Blute gebadet, seinen Tod. Ferîd aber sprang rasch auf, trennte den Kopf von dem Rumpfe und brachte ihn dem Könige. Die Großen des Reichs waren, als sie dies sahen, höchlich erstaunt. Es hatten aber die Weisen des Landes einen Ausspruch gethan, daß menschliche Kraft nicht im Stande sei, jenen Drachen umzubringen, außer etwa, daß Jemand den Kopf des Vogels Heſtreng gegessen man befragte deshalb den Ferîd, und dieser erzählte, was er von seiner Wärterin gehört hatte. Die Gelehrten und Veziere fanden nun an ihm noch mehr Wohlgefallen, und dem Könige machte die

Rettung des jungen Mannes noch größere Freude als der Tod des Drachen, weshalb er mit königlicher Pracht eine Hochzeit zurichtete und ihm seine Tochter zur Frau gab. Da er aber sehr alt war, so ernannte er ihn zu seinem Thronfolger und setzte ihn dann als unabhängigen König auf seinen Thron.

Ferid sandte nun in seine Heimatstadt, um seine Aeltern, sowie auch, um ihn hinrichten zu lassen, den Wechsler herzubringen. Nun war aber der Wechsler längst todt; der Einsiedler dagegen und seine Frau fragten sich ängstlich, was denn der König wol von ihnen wolle; jedoch erschienen sie in der Hofburg, und, nachdem sie den Pflichten der Etikette genügt, sahen sie auf und erkannten in dem Könige ihren Sohn Ferid. Dieser ließ nun das Vergangene vergangen sein; er machte seinen Vater zum Großvezier, setzte die Wärterin über alle Mägde im Harem und erzählte dann, nachdem er die Dienerschaft hatte hinausgehen heißen, in Gegenwart seiner Mutter seinem Vater Alles, was sich mit ihnen Beiden und mit ihm selbst seit seiner Kindheit begeben.

Die Einsiedlersfrau stand nun tief beschämt da; jedoch versicherte sie, daß sie sich mit dem jungen Menschen nicht weiter vergangen habe, und daß sie nur von Ansehen ineinander verliebt ge-

wesen seien, von welcher Sünde sie aber auch Umkehr gelobte und Gottes Verzeihung erflehte. Ferîd erhob sich nun, küßte seiner beiden Aeltern Hände und bat sie um ihren Segen. Alsdann lebten sie Alle in Herrlichkeit bis an ihr Ende.

Also erzählte der Papagai; dann wandte er sich wieder an die junge Frau und sprach: „Ich rathe dir demnach, den Besuch bei deinem Geliebten nicht zu verschieben; denn Sâid könnte ganz plötzlich eintreffen, und seine Anwesenheit würde den Jüngling des Glückes, dich bei sich zu sehen, berauben, gleichwie die Einsiedlersfrau ihres Geliebten beraubt wurde, und dann hättest du die Schande davon. Die Gelegenheit ist günstig, darum eile unverzüglich zu deinem Freunde — die Zeit drängt!“

Damit brach er ab. Mâhi-Scheker aber verstand aus seinen Mienen und Worten, daß er ihr die gewünschte Erlaubniß ertheilt habe. In sehnsüchtiger Hast trat sie zu der Thür und wollte sie eben öffnen, als nach Gottes Fügung von außen daran gepocht wurde. Sie machte nun auf und sah ihren Gatten vor sich, welcher eben angekommen war. Der unerwartete Anblick machte sie so

verwirrt, daß sie kein Wort hervorbringen konnte, bis ihr der Gedanke kam, ihm zu sagen: „Der weise Papagai benachrichtigte mich von deiner Ankunft, deshalb habe ich meine Schmucksachen angelegt und bin so zur Thür gekommen." — Sâïd aber, der ein feiner und bedächtiger Mann war und sich nie übereilte, begab sich in das obere Gemach und trat geraden Weges unter den Käfig des Papagaien, welchen er fragte, was geschehen sei. „Mein Wohlthäter", antwortete der Vogel, „Eigenlob ist wol nichts Schönes, aber die Verhältnisse zwingen mich, dir zu sagen, daß ich dir mit ganzem Herzen und ganzer Seele so treu gedient habe, wie noch nie, solange des Horizontes Rad sich dreht, Jemand einem Andern gedient hat. Deine Ehre habe ich gerettet und dein Vermögen habe ich vor veruntreuenden Händen bewahrt. Man findet Alles in der Welt, aber solche Treue und Aufrichtigkeit wie die meinige gibt es sonst nicht. Eine Belohnung verlange ich nicht, habe ich doch, was ich gethan, lediglich Gott zu Gefallen gethan, und da du mein Wohlthäter bist, so konnte ich nicht umhin, deinen Vortheil eifrig wahrzunehmen. Willst du aber aus freier Gnade mir etwas Gutes thun, da gewähre, was dir gefällt; ich bin mit Allem zufrieden. Wolltest du mich z. B. aus diesem Gefängnisse erlösen und

mich freilassen, sodaß ich mit meinen Anverwandten und Standesgenossen in den Obstgarten lustwandeln könnte, da würde ich zum Aufsingen froh und glücklich sein und mich zum Dienste immer wieder bei dir einfinden. Das wäre also meine Bitte!"

Bei diesen Worten des Papagaien wurde Saïd äußerst unruhig, sodaß er flehentlich ausrief: „Um Gotteswillen, mein Vogel, sage, was hat sich denn begeben?" Worauf der Papagai, der redefertige — zu kunstvollem Wort allzeit gewärtige — aufthat seinen Mund, der Beredtsamkeit Quelle — wundersamer Gedanken Thürschwelle — um dem Chodja Saïd Alles, was sich von dem Tage seiner Abreise bis zu jenem Augenblicke begeben, umständlich zu erzählen. Er theilte ihm mit, wie er durch weise Ueberlegung großes Unrecht abgewandt, und wie er durch wunderbare Geschichten und seltsame Märchen seine Ehre gewahrt, und mit heiligen Eiden versicherte er, daß Mahi Scheker nichts gethan, was gegen das Gesetz streite, ja daß sie den vornehmen Jüngling nicht einmal von Angesicht gesehen habe. „Aus übermäßiger Liebe und Sehnsucht nach dir", fügte er hinzu, „ist sie in ihrer Beschränktheit auf eine so alberne Leidenschaft verfallen, welcher ich mit feiner List entgegengearbeitet."

Diese Worte befestigten und kräftigten aufs neue die Liebe zwischen den beiden Ehegatten. Säid aber hielt sein Versprechen, sobald es Morgen geworden war, gab er dem Vogel die Freiheit, um nach Wunsch in den Gärten umherzufliegen und mit Freunden und Bekannten zusammen zu sein.

Alsdann ließ er seine Frau Umkehr von dem Vergehen, das sie nicht begangen, geloben und den Herrn um Verzeihung bitten, worauf sie wieder in vollkommener Liebe ein ruhiges Leben führten. Der Papagai aber besuchte von Zeit zu Zeit seinen Wohlthäter, und Alle verbrachten ihr Leben in Lust und Herrlichkeit, indem keiner ihrer Wünsche unerfüllt blieb.

Diese Geschichten aber, die weise Lehre enthaltenden — verständigen Rath entfaltenden — sind Gaben — daran strebsame Geister sich mögen erlaben; — da ist keine — noch so kleine — die nicht gewaltigen Nutzen beut; — gleich kostbaren Perlen sind sie aufgereiht — auf den Faden, den die Erzählung leiht.

Ende.

Berichtigungen.

Seite 19, Zeile 9 v. o., statt: Mihrâs, lies: Mihrâb
" 26, " 8 v. o., st.: verbotene, l.: verbotener
" 58, " 12 v. u., st.: bin ich, l.: bin ich doch
" 62, " 6 v. u., st.: Worte, l.: Rede
" 69, " 1 v. u., st.: ihr, l.: sein
" 71, " 5 v. u. und weiter oft, st.: Gûlfischân, l. Gulfischân
" 90, " 11 v. o., st.: Blicke, l.: Blick
" 95, " 7 v. u., st.: welches, l.: welchem
" 99, " 8 v. o., st.: heftige, l.: heftigste
" 104, " 8 v. o., st.: worauf, l.: woselbst
" 160, " 8 v. o., st.: Mahls, l.: Maals (d. i. Muttermaal)
" 179, " 15 v. o., st.: auch, l.: ach!
" — " 3 v. u., st.: Kârût, l.: Hârût
" 221, " 14 v. o., st.: dem, l.: den
" 225, " 14 v. o., st.: Er, l.: Der
" 250, " 11 v. u., st.: durch, l.: Durch

DRUCK VON F.A. BROCKHAUS
LEIPZIG